EDITION
MOONFLOWER

BAND 8

MIASMA -
DAS GEHEIMNIS VON CLOOTIE CLOSE

VON
P. J. HILL

Alle Rechte, insbesondere auf digitale Vervielfältigung, vorbehalten. Keine Übernahme des Buchblocks in digitale Verzeichnisse, keine analoge Kopie ohne Zustimmung des Verlags. Das Buchcover darf zur Darstellung des Buches unter Hinweis auf den Verlag jederzeit frei verwendet werden. Eine anderweitige Vervielfältigung des Coverbilds ist nur mit Zustimmung des Verlags möglich.

Die Handlungen sind frei erfunden.
Evtl. Handlungsähnlichkeiten sind zufällig.
www.verlag-der-schatten.de

Erste Auflage 2024
© P. J. Hill
© Coverbilder: depositphotos olegkrugllyak, Iniraswork, Bombey17, mary-king-shop
Covergestaltung: © Shadodex – Verlag der Schatten
© Bilder Innenteil: depositphotos wiro.klyngz (S. 1), olegkrugllyak (Nebel), mary-king-shop (S. 3)
P.J. Hill (S. 62), Shadodex (S. 68)
Lektorat: Shadodex – Verlag der Schatten
© Edition Moonflower, eine Novellen-Reihe des Shadodex – Verlag der Schatten,
Bettina Ickelsheimer-Förster, Ruhefeld 16/1,
74594 Kreßberg-Mariäkappel
printed in Germany (www.wir-machen-druck.de)

Inhalt

ERSTER TEIL	Seite 7
ZWEITER TEIL	Seite 20
DRITTER TEIL	Seite 34
VIERTER TEIL	Seite 48
Über die Autorin	Seite 62
Vorschau	Seite 63

Als in Edinburgh bei Bauarbeiten in einem Keller eine alte Ziegelmauer zum Vorschein kommt, auf der die Jahreszahl 1647 prangt, ahnt noch niemand, welch unheimliche Entdeckung sich dahinter verbergen und welch unglaubliche Geschichte aufgedeckt werden soll. Denn etwas lauert dort seit vielen Jahren.

»… Ich bete, dass man uns vergibt, was wir im Begriff sind zu tun. Neunundvierzig arme Seelen leben noch in Clootie Close, nichts ahnend von dem fürchterlichen Schicksal, dem man sie anheimgeben wird.«

(Aus dem Tagebuch des Pestarztes George Rae)

ERSTER TEIL

1

Prolog

Edinburgh, 1647

Er hätte gerne noch einmal die Sonne gesehen, so gerne noch einmal ihre warmen Strahlen auf seiner Haut gespürt. Den kühlen Ostwind auf seinem Gesicht. Den feinen Nieselregen. Oder saftiges, grünes Gras unter den bloßen Füßen.

So viele Dinge, die früher selbstverständlich gewesen waren und die er niemals wieder spüren würde.

Am meisten fehlte ihm jedoch die Sonne. Das einzige Licht in dem dunklen Raum, in dem er sich befand, kam von der flackernden Flamme einer Kerze auf dem Schemel neben ihm.

Kurz verschwamm der orangegoldene Schein vor seinen Augen, als ihm die Hoffnungslosigkeit seiner Situation einmal mehr schmerzhaft bewusst wurde.

Er legte mit einem Seufzen den Kopf in den Nacken. Früher hatte er nicht oft an das Ende gedacht, hatte sich nie vorgestellt, wie er sterben würde. Doch selbst in seinen wildesten Albträumen hätte er sich das nicht ausgemalt: eingemauert in seinem eigenen Heim mit seiner toten Familie im Nebenzimmer und keinem anderen Trost außer einem Heiligenbildchen und einem Rosenkranz auf dem Schoß.

Erschöpft von seiner Trauer und der Seuche, die sich gnadenlos durch seinen Körper fraß, ließ er den Blick durch das stille, dunkle Zimmer wandern. Er versuchte sich an bessere Tage zu erinnern, doch es gelang ihm nicht. Immer wieder kehrten seine Gedanken zu seinem nahenden Ende zurück und zu der Seuche, die seine Lieben – einen nach dem anderen – das Leben gekostet hatte.

Lange hatte er im Schlafzimmer an ihrer Seite gesessen. Die einzige Totenwache, der einzige letzte Respekt, der ihnen allen vergönnt gewesen war. Doch irgendwann hatte er es nicht mehr ausgehalten.

Als er den Anblick der Verstorbenen nicht mehr ertrug, hatte er sich hierhergeschleppt, zur Tür seiner Werkstatt, um dort allein auf den Tod zu warten. Er war ein Leben lang ein Kämpfer gewesen, doch diesen Kampf würde er verlieren.

Etwas über sechs Fuß groß und ausgestattet mit einer guten Portion Grips und Charme war es dem einfachen Handwerkersohn aus dem Dorf Costorphine gelungen, sich in der Hauptstadt einen gut gehenden Schuhmacherladen aufzubauen. Es war kein großes Geschäft, sicher nicht, aber eines, das ihn, seine Ehefrau, den Vater, die Schwiegermutter, vier Söhne und zwei Töchter ernährte und der Familie ein angenehmes Leben in der schönsten Stadt des Landes bescherte. Dabei war das Stadtleben ihm nicht immer leichtgefallen. Edinburgh mit seinen atemberaubend hohen Häusern, manche zwölf, dreizehn oder gar vierzehn Stockwerke hoch, blieb für ihn ein Leben lang ein fremdes Universum: Viel zu viele Menschen auf viel zu wenig Raum und Gebäude, die gewöhnliche Straßen in tiefe, dunkle Schluchten verwandelten. Für einen einfachen Jungen vom Land war das eine gruselige neue Welt. Zu Hause in einer kleinen, abschüssigen Seitenstraße namens Clootie Close, die nach weniger als hundert Metern an einer harten Wand aus Basaltgestein endete (demselben undurchdringlichen Fels, auf dem auch Edinburgh Castle thront), hatte er immer eine gewisse Beklemmung gespürt. Der Junge vom Land war wohl immer ein Junge vom Land geblieben, skeptisch gegenüber dieser brodelnden Stadt, in der seine Kinder sich so wohlfühlten.

Die kleine Gasse, in der er lebte und arbeitete, war unter einem dicken, steinernen Gewölbe verschwunden, lange bevor er sich hier mit seinem kleinen Schuhmacherladen niedergelassen hatte. Erst wurde eine Brücke darüber gebaut, damit die königliche Kalesche keinen Umweg mehr fahren musste. Dann wurde eine zweite errichtet, weil die erste nicht breit genug war für den brodelnden Hauptstadtverkehr. Und

schließlich, als der König Edinburgh den Rücken kehrte, um stattdessen im fernen London zu residieren, wurden beide Brücken zu einem rechteckigen Platz verbunden, auf dem die Oberschicht im Sonnenschein flanierte. Die Bewohner darunter hatten sich notgedrungen damit arrangiert, denn der schicke neue Platz lockte zugleich auch immer wieder Kundschaft hinunter in die Close und ließ das Geschäft blühen.

Doch innerhalb weniger Monate war alles vorbei. »Die Pest ist in Edinburgh«, wurde zunächst bange geflüstert. »Sie wütet in Leith. Lasst uns beten, dass sie nicht auch hierherkommt!«

Doch alles Beten und alles Hoffen hatte nichts genützt. Rasch hatten die ersten Gerüchte über Kranke und Tote in Stockbridge die Runde gemacht, dann in Broughton, schließlich in Holyrood und dann in Canongate. Die Einschläge kamen immer näher. Nur eine Frage der Zeit, bis auch die ersten Bewohner von Clootie Close betroffen wären.

Von einer dunklen Vorahnung getrieben hatte er im Herbst 1646 all sein Erspartes zusammengenommen und seine älteste Tochter mit seinen beiden jüngsten Söhnen nach Costorphine zu seinem Bruder geschickt. Hoffentlich in Sicherheit. Gott allein wusste, wie es den drei erging, denn seit Wochen hatte kein Brief, keine Nachricht in irgendeiner Form, mehr den Weg hinunter in die kleine Close gefunden. Alles, was er tun konnte, war für seine drei Kinder zu beten, solange er noch Kraft hatte, die Hände zu falten.

Ihm fielen die Augen zu, während seine Gedanken immer mehr abdrifteten. Die Erinnerung an die vielen Toten machte ihm das Herz schwer. Die an Bekannte, Nachbarn und Freunde, welche die Seuche gnadenlos dahingerafft hatte. An seinen Vater, an seine Schwiegermutter, an seine Frau und seine Kinder, die in Edinburgh bleiben mussten und das mit ihren jungen Leben bezahlten.

Vor fünf Tagen hatten sie den Eingang seiner Werkstatt zugemauert und vor zwei war sein ältester Sohn fast friedlich in seinen zitternden Armen eingeschlafen und nicht wieder aufgewacht. Das kraftlose Röcheln war verstummt, die schmale Knabenbrust hatte aufgehört, sich zu

heben und zu senken. Dann nichts mehr. Seitdem herrschte in den einst so fröhlichen vier Wänden buchstäblich Totenstille.

Sein stockender Atemzug ging in einem halblauten Schluchzen unter. Tränen liefen ihm über die Wangen. Dass er ebenfalls sterben würde, stand fest. Ob an Hunger, Durst oder an dem Fieber, das ihn seit Tagen quälte, spielte keine Rolle.

Sein nächster Schluchzer blieb ihm im Halse stecken, als ihm ein Duft in die Nase stieg wie von Honig und Kräutern, würzig und fast ekelerregend süß.

Er hatte diesen Geruch viel zu oft wahrnehmen müssen in den letzten Tagen, um nicht zu wissen, was er bedeutete: Miasma.

Es war hier.

Er musste den Kopf nicht wenden, um zu wissen, dass die Kreatur in einer Ecke des Zimmers lauerte und ihn mit ihren widerlichen schwarzen Augen anstarrte.

Er starrte zurück und legte allen Hass in seine Augen, den er in seinem geschwächten Zustand aufbringen konnte.

Das finstere Wesen mit dem langen, schwarzen Schnabel und den dürren, klauenförmigen Fingern erwiderte seinen Blick regungslos. Es saß nur da und labte sich an dem Elend, das es brachte.

Der Schuhmacher wünschte, er hätte noch genug Kraft in den ausgezehrten Gliedern, um den Kerzenständer nach dem Ding zu werfen, als die Kreatur sich aus der Dunkelheit schälte und einen Schritt in seine Richtung machte. Doch er konnte kaum mehr die Finger krümmen, geschweige denn sich wehren.

Seine Kehle schnürte sich beim Anblick der kalten, schwarzen Augen zusammen.

Dann machte das Wesen einen weiteren Schritt. Dann noch einen. Und noch einen.

Lautlos.

Ohne besondere Eile.

Und durch und durch bedrohlich.

Er weigerte sich, dem Ding seine Angst zu zeigen, und krampfte die Finger um den raschelnden Rosenkranz.

Die Flamme der fast heruntergebrannten Kerze tanzte hektisch, als das Wesen an ihr vorüberging. Mit ihrem letzten Aufflackern nahm er seinen letzten Atemzug.

Sekunden später erlosch sie und Finsternis umschloss ihn. Sein letzter Gedanke galt noch einmal der wärmenden Sonne, dann war da nichts mehr.

2

Edinburgh, heute

Es war früh am Morgen, als Dougal MacFaolan die Royal Mile entlanglief, die mittelalterliche Prachtstraße, die von Edinburgh Castle zum Holyrood Palace führt. Das Straßenpflaster war nass vom Regen der vorigen Nacht und die Morgensonne kämpfte verbissen gegen tiefe, dunkle Augustwolken. Ein frischer Wind aus Richtung Schloss ließ ihn die Jacke enger um die Schultern ziehen.

Wie sagte man so schön: *»Ich mag den Sommer in Schottland – dieses Jahr fällt er auf einen Samstag.«*

Er marschierte grinsend an den vielen kleinen Touristenfallen vorbei, die sich an das ausgetretene Kopfsteinpflaster der Royal Mile schmiegten. Urlauber aus der ganzen Welt deckten sich hier mit überteuertem Shortbread, karierten Wollschals, bunten Kühlschrankmagneten und billigen Kugelschreibern ein, um den wertlosen Plunder schließlich in die weite Welt hinauszutragen. Die meisten Ladenbesitzer hatten die Auslagen schon für den täglichen Ansturm vorbereitet und gönnten sich noch einen kurzen Moment der Ruhe, bevor die ersten Besucher durch die Türen drängten. Und Besucher gab es zu dieser Zeit wahrlich in rauen Massen. Der August war die Zeit des *»Festival Fringe«* und versetzte die Stadt Jahr um Jahr in den Ausnahmezustand. Immer um diese Zeit zog das größte Kulturfestival der Welt Hunderttausende von Touristen in die

Stadt. Unzählige Künstler, Musiker, Tänzer und Kabarettisten mit Weltklasseshows stürmten die großen und kleinen Bühnen in der ganzen Stadt, nicht wenige von ihnen traten kostenlos auf. Werbung für ihre Auftritte prangte überall. Jeder Pfosten, jede Straßenlaterne und jeder Mülleimer war mit bunten Flyern beklebt. Poster und Plakate grinsten von jeder Wand und zahlreiche junge Leute, die sich ihr Taschengeld aufbessern wollten, verteilten strahlend ihre Prospekte an die noch spärlichen Passanten.

Doug winkte ab, als eine besonders motivierte junge Frau ihm den ersten Handzettel des Tages anbot. Er bedankte sich höflich und ging weiter. Wenn er jeden Flyer annähme, der ihm hier hingehalten wurde, würde er das Ende der Royal Mile mit einem Kilo Papier unter dem Arm erreichen. Ganz abgesehen davon, dass er auf dem Weg zur Arbeit war.

Als er an der Saint Giles Cathedral vorüberging, fiel sein Blick auf das Plakat einer der vielen *»Ghost Tours«*, die nachts gruselhungrige Touristen in die dunkelsten Ecken der Stadt entführten. Flüche, Hexen, Grabräuber – als Archäologe kannte Doug die meisten haarsträubenden Geschichten, die man sich über Edinburgh erzählte, auswendig und hatte nicht wenige davon wissenschaftlich erforscht.

Heute stand ein ganz besonderer Leckerbissen auf seiner Liste. Bei Bauarbeiten in einem Keller wurde eine alte Ziegelmauer freigelegt und darauf eine Art Siegel mit der Zahl 1647, dem letzten Jahr der großen Pest, gefunden. Was sich dahinter verbarg, wusste noch niemand. Auch deshalb beschleunigte er seinen Schritt. Die Entdeckung war eine angenehme Abwechslung von der drögen Schreibtischarbeit.

So langsam füllten sich die Straßen mit den ersten Touristen, die Selfiesticks schwenkend Fotos von den Sehenswürdigkeiten machten, von den zahlreichen Straßenkünstlern und natürlich von dem Dudelsackspieler, der im Schatten von Saint Giles so gut wie jeden Tag in voller Montur *»Scotland the Brave«* trötete. Wie viele von ihnen enttäuscht hatten feststellen müssen, dass Schotten, entgegen der landläufigen

Meinung, im Alltag tatsächlich die schnöde Hose dem feschen Kilt vorzogen, wollte er lieber gar nicht wissen!

Doug zog das Handy aus der Jackentasche und versicherte sich mit einem kurzen Blick, dass er die richtige Adresse hatte, da entdeckte er schon Charlies Auto vor einem der Gebäude, die sich hier in einer Nebenstraße hoch an hoch aneinanderreihten.

Wenn *er* in der Regel früh dran war, dann war seine eifrige Assistentin immer noch eine Minute eher zur Stelle. Und als wäre der Gedanke ihr Stichwort gewesen, schob sich der wilde, rote Lockenkopf aus einer offen stehenden Tür zwei Häuser weiter die Straße runter. Charlie musste bereits ungeduldig auf ihn gewartet haben.

Die dunkelrot geschminkten Lippen verzogen sich zu einem breiten Grinsen, auffälliger Modeschmuck funkelte im Licht der aufgehenden Sonne und ein tätowierter Arm begann frenetisch zu winken.

Jemand, der die schlanke junge Frau mit dem auffälligen Make-up nicht kannte, hätte im Leben nicht geahnt, dass sie die Uni als Beste ihres Jahrgangs abgeschlossen hatte und derzeit einer brillanten Doktorarbeit den Feinschliff verpasste.

»Wo bleibst du denn?«, rief Charlie aufgeregt. »Das musst du dir ansehen!«

»Ich werde erst in zehn Minuten bezahlt, dann fange ich auch erst in zehn Minuten zu arbeiten an.«

»Heute früh wieder mal vergessen, deinen Enthusiasmus einzupacken?«

»Scheinbar hast du ja genug für uns beide«, stichelte er zurück. Er steckte die Hände in die Hosentaschen, um betont lässig zu wirken, und nickte dann in Richtung des Gebäudes, aus dem Charlie soeben gekommen war. »Ich dachte, wir sollen uns eine alte Ziegelmauer ansehen und nicht das verschollene Bernsteinzimmer.«

»Das hier ist tausendmal besser«, behauptete sie mit ungetrübter Begeisterung und führte ihn ins Innere des Gebäudes. »Zehntausendmal. Ach, was sag ich! Hunderttausendmal besser!«

Doug erwiderte nichts. Er rollte jedoch skeptisch die Augen und folgte Charlie wortlos in einen ziemlich finsteren, staubigen Hausflur.

Die Luft war stickig und der Geruch von Gips und feuchten Wänden hing schwer in dem unbeleuchteten Korridor. Spuren frischer Renovierungsarbeiten waren zu sehen. Abgeschlagene Putzstücke, wild verstreute Folienreste und ein riesiger Kartonagenberg machten das Durchkommen zu einem wahren Abenteuerspaziergang. Er musste über Werkzeuge und Baumaterialien steigen, sich unter tief hängenden Kabeln wegducken, durch dicke Wolken aufgewirbelten weißen Staubs kämpfen und eine ausgetretene, unebene Treppe hinabsteigen, wie eine billige Indiana-Jones-Kopie im zentralschottischen Beton-Dschungel, bis die junge Archäologin schließlich auf eine durchbrochene Kellerwand deutete. Doug nahm an, dass sich dort das Ziel ihrer abenteuerlichen Wanderung befand.

»Sie haben die Wand aufgebrochen, weil sie einen Hohlraum dahinter vermuteten«, erklärte Charlie außer Atem vor Begeisterung – und möglicherweise auch von der schlechten Luft hier unten. »Gefunden haben sie das hier. Hier entlang!«

Sie winkte Doug durch das etwa mannshohe Loch in der Wand. Er folgte gehorsam, rümpfte jedoch schon nach einem Schritt die Nase. Die Luft war schwer und stickig, noch mehr sogar als draußen. Ein warmer, abgestanden riechender Wind schlug ihnen entgegen, als sie durch den Durchgang schlüpften, obwohl nirgendwo ein Fenster oder eine andere Öffnung im dicken, unverputzten Mauerwerk zu sehen war. Sand und Kiesel knirschten unter ihren Schuhsohlen und machten das ausgetretene Kopfsteinpflaster unter ihren Füßen schlüpfrig.

»Hinter uns Betonboden, hier Pflastersteine«, murmelte er. »Als wäre das einmal eine Straße gewesen.« Er sah sich in dem engen Raum um.

Glücklicherweise hatte jemand bereits strategisch Lampen hier platziert, sodass sie nicht in völliger Dunkelheit umherstolpern mussten. Vermutlich Charlie. Wenn bei der Arbeit irgendetwas gut lief, dann hatte meist der aufgeweckte Lockenkopf etwas damit zu tun. Doug fürchtete schon den Tag, an dem seiner Assistentin klar würde, dass sie für ihre

Stelle weit überqualifiziert war und überall anders besser verdienen würde als unter seiner Fuchtel.

Er grüßte mit einem Nicken seine Kollegin Pam und die beiden Studenten, die ihm seit zwei Wochen fast rund um die Uhr an den Hacken klebten. Ein Mädchen aus Dundee und der kleine Klugscheißer Mason, dessen einzige Qualifikation für dieses Praktikum das dicke Portemonnaie seiner Eltern war.

Ein wenig abseits stand ein Anzugträger, der mit Taschentuch vor dem Mund sein Missfallen über die Unterbrechung der Bauarbeiten deutlich sichtbar zur Schau trug. Der Besitzer des Hauses vermutlich. Auf seine entnervte Frage hin gab Doug ihm die einzige Antwort, die er nach zehn Minuten an einer Ausgrabungsstelle geben konnte: »Es wird so lange dauern, wie es dauert, Sir. Vielleicht warten Sie besser oben.«

Charlie zog ihre Taschenlampe hervor und leuchtete damit den hinteren Teil des Raumes aus. »Das da ist es. Großartig, oder?«

Der Lichtkegel wanderte langsam eine unebene Wand entlang, die sich nur ein paar Schritte von ihnen entfernt befand. Von unten nach oben, von oben nach unten, von rechts nach links und dann langsam wieder zurück, sodass Doug einen guten Blick auf jeden Ziegel hatte und auf jeden Krümel Mörtel.

Er schob seine Brille zurecht und machte einen neugierigen Schritt nach vorn. Auch wenn er Charlies überschwappende Begeisterung nicht völlig teilte, musste er ihr recht geben: Dieser Fund war etwas Besonderes.

»Nicht gerade sorgfältige Handwerksarbeit«, murmelte er und ließ die Fingerspitzen über das Mauerwerk wandern, dessen Ziegel offenbar sehr eilig und unter Zeitdruck gelegt worden waren. »Und ziemlich eigenartig, wenn man bedenkt, dass der Rest des Raumes aus Sandsteinblöcken besteht. Ich vermute, man hat diese Mauer im Nachhinein eingezogen …«

Seine Assistentin schüttelte den Kopf und leuchtete auf die Stelle der Ziegelwand, wo jemand ziemlich krude die Jahreszahl 1647 eingekratzt

hatte. »Das Haus wurde 1777 gebaut. Wenn man dem hier glauben kann, dann war die Mauer schon hier, als das Gebäude errichtet wurde.«

Doug strich mit den Fingern über das raue Gestein. »Was liegt dahinter?«

Charlie strahlte über beide Backen. »Das ist ja das Verrückte, Doug! Laut dem Stadtplan befindet sich absolut *nichts* dahinter!«

»Was?«

»Da sollte kein Haus sein, kein Schacht, gar nichts.«

Er runzelte die Stirn und musterte dann abermals die geheimnisvolle Wand. »Na ja, irgendwas *muss* dahinter liegen. Man zieht ja nicht einfach so zum Spaß eine Mauer. Noch dazu unter der Erde. Noch dazu im Jahr 1647.«

»Hast du eine Vermutung, was sich dahinter befinden könnte?«

Doug zuckte mit den Schultern. Er brachte es einfach nicht über sich, seiner begeisterten Assistentin zu sagen, dass sie vielleicht nur den leeren Keller eines längst abgerissenen Hauses entdeckt hatten. Ein Stadtarchäologe war in der Regel kein Indiana Jones und viele Entdeckungen waren leider viel unspektakulärer als der Kristallschädel oder die Bundeslade.

»Wir werden sehen«, sagte er, um Charlies Enthusiasmus nicht vorzeitig zu zerstören. »Die Studis sollen das hier dokumentieren, anschließend gehen wir mit der Sonde durch einen Spalt und werfen einen Blick hinter das Ding. Spätestens dann wissen wir mehr.«

»Den Spalt werden wir schlagen müssen«, wandte sie ein und leuchtete ein weiteres Mal jede Ritze aus. »In dieser Wand gibt es nicht den kleinsten Riss.«

Und tatsächlich: So sehr Doug auch suchte, er fand nicht den winzigsten Sprung, das kleinste Loch, durch das sie die Sonde hätten quetschen können. Es schien fast, als habe man vor langer Zeit diese Mauer zwar in allergrößter Eile fertiggestellt, aber darauf geachtet, dass nicht einmal ein Stäubchen hinein- oder hinausgelangen würde.

Seine Gedanken kehrten kurz zurück zu dem warmen Wind, den er vorhin gespürt zu haben glaubte, doch er wischte sie schnell beiseite.

Woher auch immer der gekommen war, gewöhnlich gab es für solche Dinge einen logischen Grund – unerklärliche Luftbewegungen gab es schließlich bestenfalls in schlecht geschriebenen Gruselgeschichten – und er hatte nun wirklich Wichtigeres, über das er sich den Kopf zerbrechen konnte. Zum Beispiel wie er die Enttäuschung seiner Assistentin so klein wie möglich halten konnte.

»Wie auch immer, Charlie, ich möchte den Schaden gering halten«, sagte er und deutete auf eine Stelle im Mauerwerk, die ihm passend schien. »Wir bohren hier. Nur so breit, dass wir die Sonde einführen können. Und wenn wir wissen, womit wir es zu tun haben, dann sehen wir weiter.«

3

Und so kam es dann auch.

Nachdem die Studenten alles dokumentiert hatten und ein etwa münzgroßes Loch für die Sonde gebohrt war, führte Charlie am frühen Nachmittag mit routinierten Handgriffen die kleine Kamera durch die Wand. Derweil verfolgte Doug jede Bewegung des cleveren kleinen Geräts auf dem Bildschirm seines Laptops.

Was er sah, übertraf seine wildesten Erwartungen. »Da ist eine Gasse«, flüsterte er und starrte ungläubig auf den Monitor. »Ich kann die Fassaden von Häusern sehen, eine Straße und, ich glaube, sogar einen alten Karren. Unfassbar.«

»Eine unterirdische Gasse?« Mason reckte den Kopf, um einen besseren Blick zu bekommen. »Das gibt es doch gar nicht.«

»In Edinburgh schon«, erwiderte Charlie, die in der Zwischenzeit die Sonde in Pams emsige Hände übergeben hatte, um selbst einen Blick auf ihre unerwartete Entdeckung zu werfen. »Diese Stadt ist nie wirklich in die Breite gewachsen, sondern immer in die Höhe. Wenn der Platz unten nicht mehr ausreichte, dann baute man einfach nach oben, ein Stockwerk über das andere. Das führte dazu, dass manchmal ganze

Häuserreihen unter der Erde verschwanden. Und offensichtlich auch ganze Straßen.«

Der junge Amerikaner wirkte wenig überzeugt. »Aber wie kann eine Straße einfach so in Vergessenheit geraten? Wie crazy ist das denn? Es gab ja auch schon im Mittelalter Stadtpläne.«

»1647 ist nicht mehr das Mittelalter«, grummelte Doug. »Bringen sie euch auf diesen teuren amerikanischen Elite-Unis gar nichts bei?«

»Ich weiß, dass 1647 nicht das Mittelalter ist«, verteidigte der Junge sich halblaut. »Ich habe das als Beispiel gemeint.«

»Vierhundert Jahre sind eine lange Zeit«, erwiderte Doug, ohne auf Masons Bemerkung einzugehen. Zeitgleich versuchte er sich nicht anmerken zu lassen, wie sehr das jüngste Mitglied seines Teams ihn wieder einmal nervte.

Ein eigenartig süßlicher Geruch ließ ihn die Nase rümpfen und er sah sich um. »Wer von euch hat denn dieses ekelhafte Honig-Deo drauf?«, fragte er in die Runde. »Da dreht sich einem ja der Magen um!«

Auf seine Bemerkung erntete er nur verwirrtes Schulterzucken.

»Ich weiß nicht, wovon du redest«, sagte Charlie. Sie tauschte einen verständnislosen Blick mit den übrigen Teammitgliedern. »Ich rieche nichts.«

»Wie auch immer …«, grummelte Doug und schnüffelte heimlich an seinem eigenen Hemd. »Vor vierhundert Jahren war euer geliebtes Amerika noch ein bedeutungsloses Hinterland, während im Rest der Welt der Bär tobte, Mason. Also mal schön den Ball flach halten.«

»Aber …«

»Klappe, Kurzer. Lies einen Reiseführer oder googel es. Ich habe wirklich keine Zeit für ausschweifende Erläuterungen.« Er ließ die Augen noch einige Sekunden auf dem Bildschirm ruhen, dann entschied er: »Charlie, wir gehen da rein.«

»Yesss!« Ihre Augen leuchteten, als hätte Doug ihr eröffnet, sie würden das Grab von Tutanchamun aufmachen. »Eine unberührte Close aus der Zeit der Großen Pest. Das ist ja so cool!«

Mason schien nicht halb so begeistert. Und natürlich meldete er sich ungefragt ein weiteres Mal zu Wort: »Was soll das heißen, Große Pest? Ist es gefährlich da drinnen?«

Doug warf dem jungen Mann einen geradezu tödlichen Blick zu. »Vierhundert Jahre, Junge«, wiederholte er genervt. »Vier. Hundert. Yersinia pestis überlebt selbst bei idealen Bedingungen bestenfalls ein paar Wochen außerhalb des Wirtskörpers. Nach vierhundert Jahren regt sich da drinnen nichts mehr.«

Mason musterte die Ziegelmauer skeptisch und deutete dann hinter sich zu der Treppe, die zurück an die frische Luft führte. »Ich denke, ich checke oben erst einmal die Ausrüstung.«

Doug rollte die Augen. »Tu das.«

»Ich glaube, ich helfe dir«, murmelte die Kleine aus Dundee und huschte eilig hinter ihm her.

Doug folgte den beiden mit giftigen Blicken.

»Sei nicht so streng mit ihm«, flüsterte Charlie, als die beiden Studenten außer Hörweite waren. »Nicht jeder ist für diesen Job gemacht.«

Doug verkniff sich einen entsprechenden Kommentar. Bezüglich dieses Jungen gingen seine und Charlies Meinung einfach viel zu weit auseinander.

Er legte eine Hand auf die Mauer und zeichnete mit dem Zeigefinger der anderen einen Bereich nach. »Hier brechen wir die Mauer auf, allerdings nur so weit, dass wir durchschlüpfen können. Ich will die Close nicht unnötig kontaminieren.«

Charlie grinste und warf einen demonstrativen Blick auf ihre Armbanduhr. »Aber das muss bis morgen warten. Du wirst nur noch zehn Minuten bezahlt, da hörst du doch sicher in zehn Minuten zu arbeiten auf!«

Er runzelte überrascht die Stirn. »Was? Schon Feierabend?«

Seine Assistentin zuckte belustigt mit den Schultern. »Unfassbar, nicht wahr? Wie die Zeit vergeht, wenn man sich amüsiert.«

ZWEITER TEIL

1

Etwa anderthalb Stunden später, in seinem kleinen Apartment, ließ sich Doug auf sein altes, abgewetztes Sofa fallen und legte die Füße auf den Couchtisch.

Eine Dose *Tennent's* Lager in der einen Hand und sein Buch über den Schwarzen Tod in Schottland in der anderen begann er zu rekapitulieren, was die Forschung über die Zeit um 1647 wusste. Eine dunkle Zeit, in der der Glaube an Hexen und Dämonen allgegenwärtig war. Das Zeitalter der Aufklärung lag noch in weiter Ferne, ebenso wie das Wissen um Viren und Bakterien – auch deshalb erinnerte das Vorgehen der Ärzte mehr an grausame Folter als an die moderne Medizin.

Edinburgh war keine Ausnahme gewesen. Durch den Hafen in Leith gelangten mit erschreckender Regelmäßigkeit verheerende Seuchen in die Stadt. Und eben auch die Pest. Kein Ausbruch war jedoch so schlimm gewesen wie der Mitte des 17. Jahrhunderts. Zehntausende Menschen starben in Edinburgh allein und noch viele mehr in den umliegenden Dörfern. Innerhalb von Tagen und manchmal sogar weniger Stunden löschte die Krankheit ganze Familien aus. Massive Überbevölkerung, schlechte Hygiene, Ratten, Straßen voller Kot und Urin und das Fehlen eines funktionierenden Abwassersystems taten ihr Übriges, um die Seuche zu verbreiten. Zuletzt waren die Straßen buchstäblich mit Leichen gepflastert.

Doug stellte sein Bier zur Seite und kratzte sich das Handgelenk. Dann blätterte er gedankenversunken durch die Seiten des Buches. Holzschnitte von tanzenden Skeletten, von Leichenkarren und verzweifelten Menschen illustrierten die Erläuterungen, ebenso eine Karte der Altstadt aus der Zeit und einige Fotos von Grabsteinen.

Am Bild eines Pestarztes blieb sein Blick hängen. Ohne Wissen um Bakterien, Viren oder Antibiotika hatten diese Männer versucht, die Ausbreitung der tödlichen Krankheit irgendwie, teils mit irrwitzigen

Methoden, einzudämmen und dabei ihr eigenes Leben Tag für Tag aufs Spiel gesetzt. Um sich zu schützen, hüllten sie sich in lange, schwarze Lederkleidung und trugen Masken mit Nasen, die fast aussahen wie lange Vogelschnäbel. Diese bizarren Masken füllten sie mit aromatischen Kräutern, weil man glaubte, die Pest würde durch den bestialischen Verwesungsgestank verbreitet, den das Massensterben mit sich brachte.

Und so zogen die Pestärzte in der Gestalt dunkler Raubvögel durch die Straßen, bewegten sich mit wehendem Mantel von Haus zu Haus, um den Kranken und Sterbenden einen letzten Besuch abzustatten.

Doug rieb sich die müden Augen und merkte zunächst nicht, dass er sich anschließend schon zum wiederholten Mal am Handgelenk kratzte.

Als er einen Blick auf die juckende Stelle warf, riss er überrascht die Augen auf. Geschwollene, nässende, teils blutige Pusteln, wie von Insektenbissen, bedeckten sein Handgelenk.

»Ach du shit«, murmelte er und setzte sich auf. »Was ist denn das?«

Er legte das Buch zur Seite und machte sich dann murrend auf den Weg ins Badezimmer.

Als er das Medizinschränkchen über dem Waschbecken öffnete, stellte er erleichtert fest, dass in einer der hintersten Ecken tatsächlich noch eine ausgequetschte Salbentube lag, die seine Ex-Frau bei ihrem Auszug vergessen haben musste.

Mit einem bitteren Gedanken an Angelica und den sportlichen jungen Zahnarzt, den sie sich geangelt hatte, schnappte Doug sich die alte Tube und schloss die verspiegelte Schranktür.

Er schrak zusammen, als er im Spiegel eine düstere Gestalt hinter sich bemerkte. Schwarze, kalte Augen, die ihn anstarrten. Ein Gesicht, versteckt hinter einer dunklen Vogelmaske mit einem langen, gebogenen Schnabel. Ein süßlicher Geruch hing in der Luft. Honigsüß und würzig zugleich, wie von aromatischen Kräutern oder Gewürzen.

Zwei Herzschläge lang starrte Doug in den Spiegel, dann fuhr er mit einem Fluch herum und starrte zur Badezimmertür. Doch natürlich war da nichts. Der Türrahmen war so leer, wie ein Türrahmen in der Wohnung eines geschiedenen Mittvierzigers zu sein hatte. Kein Eindringling, kein

dunkler Schatten, nicht einmal eine verdammte Spinne, die sich hierherverirrt hatte.

»Mann«, murmelte er, als sich sein Puls wieder einigermaßen beruhigt hatte, und rieb sich die Augen. »So langsam schnappst du wohl über.«

Er öffnete die Salbentube und presste einen letzten winzigen Tropfen hervor, um seine blutigen Pusteln zu verarzten.

Als er jedoch einen weiteren Blick auf sein Handgelenk warf … war da nichts! Die Pusteln waren verschwunden, als wären sie nie da gewesen. Nicht einmal die kleinste Rötung erinnerte mehr an das aufgekratzte Elend von vor wenigen Minuten.

Seine Augen weiteten sich vor Überraschung und sein Blick wanderte zu der frisch geöffneten Bierdose, die kühl, köstlich und kaum angetastet auf seinem Wohnzimmertisch stand. Es war unwahrscheinlich, dass zwei kleine Schlucke einem so zu Kopf stiegen.

»Ich glaube, ich verliere den Verstand.«

Er zog die Schranktür auf und warf die leere Salbentube wieder hinein. Dann holte er tief Luft, drehte kopfschüttelnd den Wasserhahn auf und klatschte sich kaltes Wasser ins Gesicht. Vielleicht würde ihm das helfen, wieder zu Sinnen zu kommen.

Er rieb sich mit einem Handtuch das Gesicht, bis die Haut brannte, doch selbst dann verging das merkwürdige Gefühl nicht, das von ihm Besitz ergriffen hatte: Ein Gefühl, als ob jemand hinter ihm stünde, wie das unheimliche Kribbeln forschender Blicke im Nacken. Das Gefühl, nicht allein zu sein.

Er ließ das Handtuch ins Waschbecken fallen und machte sich mit betont lässigen Schritten auf den Weg zurück ins Wohnzimmer.

»Monster und Gespenster gibt es nicht«, erinnerte er sich, während seine Augen jede Ecke des Zimmers genauestens erforschten. »Und auch keine gruseligen Schatten im Spiegel.«

Ein paar Augenblicke später, zurück bei Bier und Buch, legte er die Füße wieder auf den Tisch, schnappte sich seine Dose *Tennent's* und

seine Abendlektüre und versuchte, die aufgewühlten Gedanken in seinem Kopf zu beruhigen – leichter gesagt als getan!

Fast zwanghaft blickte er alle paar Sekunden auf und suchte das Zimmer nach dem dunklen Schatten ab, den er im Spiegel gesehen hatte. Und auch dieser süßliche Geruch wollte ihm nicht aus der Nase. Es war zum Auswachsen!

Mit einem frustrierten Fluch schlug Doug die Seiten zu. Mehrere Sekunden lang starrte er angespannt in das menschenleere Zimmer, dann warf er das Buch auf den gegenüberliegenden Sessel. Frustriert schlurfte er in die Küche und goss das Bier in die Spüle. Anschließend schleppte er sich ins Schlafzimmer, ließ sich stöhnend ins Bett fallen und zog die Decke bis zum Kinn.

»Monster gibt's nicht«, wiederholte er entschlossen und machte die Augen zu.

Deshalb sah er nicht, dass im Wohnzimmer der Einband seines Buches aufklappte und ein Windzug die dicht bedruckten Seiten umblätterte.

Dunkle Augen wanderten über die Illustrationen. Schmale, harte Lippen hinter einer schwarzen Vogelmaske verzogen sich zu einem boshaften Grinsen und dünne, krallenförmige Finger strichen über eine der zahllosen Abbildungen, als die Erinnerung an vergangene Ausbeute durch den Kopf der Kreatur zog.

Jahrhunderte des Eingesperrtseins in der Dunkelheit unter der Erde hatten sie hungrig gemacht. Hungrig und neugierig auf diese neue Zeit, in der sie sich so unvermittelt wiedergefunden hatte.

Eine fremde Welt. Eine Stadt, laut und grell, selbst noch spät in der Nacht. So ganz anders als die Stadt, die sie vor langer Zeit gekannt hatte. Größer, voller …

… und köstlicher.

2

Als die Sonne am nächsten Morgen leuchtend rot über den Mauern von Edinburgh Castle aufging und ihr goldenes Licht über die langsam erwachenden Straßen ergoss, herrschte im Keller des Hauses in der Royal Mile schon geschäftiges Treiben. Dougs Kollegen aus Glasgow waren bereits vor Tagesanbruch angereist, um das Team bei der Dokumentation der verlorenen Close zu unterstützen. Entsprechend geschäftig wieselten und wuselten viel zu viele Menschen auf viel zu engem Raum – und Doug, der bekannterweise alles nur kein Menschenfreund war, spürte seinen Puls schon lange vor Mittag rasen.

»Du solltest wirklich an deiner Sozialkompetenz feilen«, stichelte Charlie und erntete dafür einen giftigen Blick. »Das viele Knochenausbuddeln hat dich ziemlich griesgrämig gemacht, mein Lieber.«

Doug würdigte sie keiner Antwort, sondern konzentrierte sich auf seine Arbeit.

Die Bauarbeiter hatten ein Loch in die Ziegelwand geschlagen, gerade groß genug, dass ein Erwachsener hindurchschlüpfen konnte. So groß wie nötig, so klein wie möglich. Wie Doug sie angewiesen hatte. Die Schwierigkeiten, die er haben würde, sich durch den schmalen Spalt zu zwängen, hatte er allerdings nicht vorhergesehen. Charlies hämisches »Bauch einziehen!« überhörte er geflissentlich.

»Unfassbar«, murmelte er, als er die ersten Schritte in dieser verschollenen unterirdischen Gasse tat. »Einfach unglaublich.« Er leuchtete mit der Taschenlampe in den langen, schwarzen Tunnel. Der Lichtkegel strich langsam über das schmutzige Straßenpflaster, uralte Hausfassaden und zerbrochene Kisten und Fässer, die alle noch genauso dastanden, wie man sie vor einer halben Ewigkeit zurückgelassen hatte. »Fast vierhundert Jahre, und all die Zeit hatte niemand auch nur den Hauch einer Ahnung, dass all das hier unten ist.«

»Großartig, nicht wahr?« Charlie reckte begeistert den Kopf, damit ihr auch kein Detail entging. »Ich war noch nie so aufgeregt wie gerade!«

Doug lachte leise, denn zum ersten Mal konnte er die Aufregung seiner eifrigen Assistentin nachvollziehen. »Charlie, *hen*«, murmelte er, unfähig sein eigenes begeistertes Grinsen zu unterdrücken, »wir gehen weiter rein. Pam und der kleine Klugscheißer kommen mit und …«

»Mason ist nicht hier«, unterbrach sie ihn.

Sie warf einen knappen Blick auf das Sauerstoffmessgerät, das sie trug – zum Abstieg in einen jahrhundertelang verschütteten Tunnel vermutlich nicht die schlechteste Wahl. Klar, dass es Charlie gewesen war, die daran gedacht hatte.

»Hat sich nicht krankgemeldet und antwortet auch nicht auf seinem Handy«, fuhr sie fort. »Niemand weiß, wo er steckt, oder hat irgendwas von ihm gehört seit gestern Abend. Ich mache mir tatsächlich ein bisschen Sorgen.«

Doug zog eine Grimasse, beinahe froh, dass sie es im Halbdunkel hier unten nicht sehen konnte. Charlie nahm das Bürschlein ohnehin bei jeder passenden und auch unpassenden Gelegenheit in Schutz. Verständnis für den Nachwuchs und so weiter – als hätte irgendwer Verständnis gehabt, als *er* oder Charlie sich als Archäologen die Sporen verdienten!

Doug jedenfalls hatte seine eigene Theorie, wohin Mason verschwunden war, denn während des *»Fringe«* war die bunte Partyszene der Stadt noch bunter als sonst. Vermutlich war er am vorigen Abend mit ein paar Kumpels in einem Pub versumpft und schaffte es dank eines Mordskaters nicht aus dem Bett. Er wäre nicht der erste und auch nicht der letzte Nachwuchsarchäologe, dem das passierte. Anwesende eingeschlossen.

»Dann verpasst er eben die größte archäologische Sensation seit dem alten Thut«, murrte Doug mit einem gleichgültigen Schulterzucken. »Das kommt davon, wenn einem der Rausch wichtiger ist als das teure Auslandssemester.«

Charlie, die aus jahrelanger Erfahrung wusste, dass sie ihren Boss nicht überzeugen könnte, dass die Menschheit nicht halb so verkommen war, wie er glaubte, rollte demonstrativ die Augen. »Okay, Mister Griesgram«, seufzte sie, »dann lass uns mal einen näheren Blick in diese Close

werfen. Vielleicht muntert dich ja das düstere Elend einer verheerenden Pestepidemie ein wenig auf.«

Doug quittierte ihre Bemerkung mit einem kurzen Lachen. »Dafür müssten wir schon mindestens einen Pesttoten finden, *hen*.« Dann folgte er seiner motivierten Assistentin tiefer in die Dunkelheit.

Jahrhundertealter Schmutz knirschte unter seinen Schuhen, die getrockneten Überreste allen Unrats, der einst diese Straßen bedeckt hatte. Das Atmen fiel hier schwer, die Luft war warm, dick und ein unangenehmer Geruch hing über der vergessenen Gasse.

»Wie das hier riecht«, murmelte Charlie, als hätte sie seine Gedanken gelesen. »Erinnert mich irgendwie an … an Straßenbau. Kann das sein?«

Doug nickte »Man glaubte damals, die Pest würde durch die Luft übertragen, durch den Gestank der Leichen. Folglich dachte man, man könne sie durch noch schlechtere Gerüche überdecken und vertreiben. Da war es nicht unüblich, bei einem Ausbruch Teer und andere stinkende Substanzen auf offener Straße zu verbrennen. Würde mich nicht wundern, wenn das hier auch passiert wäre. Das dahinten könnte sogar ein Teerofen gewesen sein.«

»Könntest recht haben«, murmelte Charlie und ging langsam weiter.

Das Licht von Dougs Taschenlampe wanderte über die Fassaden der winzigen Häuser, die sich hier unten dicht an dicht drängten und unter anderen Umständen längst der Ratio der Stadtplanung zum Opfer gefallen wären.

In der Welt außerhalb des Lichtstrahls herrschte undurchdringliche Dunkelheit. Es hätte sich alles dort befinden können. Oder nichts. Kein Laut war zu hören, außer dem knirschenden Geräusch ihrer Schritte auf dem Kopfsteinpflaster. Seit Jahrhunderten war kein lebender Mensch mehr hier unten gewesen, hatte diese Straße gesehen und diese Luft geatmet – ein fast unheimlicher Gedanke, aber zugleich einer, der Doug mit Ehrfurcht erfüllte. So nahe wie jetzt würde er der Vergangenheit seiner Heimatstadt wohl niemals wieder kommen.

»Man kann sich kaum vorstellen, dass die Menschen hier ganz normal gelebt haben, trotz der Dunkelheit und der schlechten Luft«, murmelte Pam, die bisher schweigend hinter ihnen gegangen war. »*Vor* der Pest zumindest. Später kann von *leben* keine Rede mehr sein.«

Doug zuckte mit den Schultern. »Wenn man keine Alternative hat … Die Leute früher waren nicht halb so wohlstandsverwahrlost wie wir. Ich vermute sogar, dass die Bewohner hier unten so was wie der gehobene Mittelstand ihrer Zeit waren.«

Der Schein der Taschenlampe wanderte lautlos über die Überreste eines alten Karrens. Die Achsen waren im Laufe der Jahrhunderte unter seiner Last zusammengebrochen, das Holz matt und spröde geworden. Ansonsten wirkte das Gefährt geradezu surreal intakt. Eine dunkle Decke war lose darübergeworfen und bewegte sich sacht in dem leichten Luftzug, der von der Öffnung in der Mauer herüberwehte.

»Fragt ihr euch auch, was der geladen hat?«, fragte Doug.

Charlie machte einen Schritt nach vorne und leuchtete mit ihrer eigenen Taschenlampe über das Gefährt. »Lebensmittel?«, vermutete sie. »Heu vielleicht?«

Die Schatten, die über ihr Gesicht tanzten, verpassten Doug ein komisches Gefühl, wie eine finstere Vorahnung, die er jedoch nicht greifen konnte.

»Oder riesige Schatullen voll Gold?«, scherzte Doug, um sich selbst ein wenig abzulenken, und leuchtete ihr neckisch in die Augen. »Diamanten, Rubine oder riesige Perlen?«

Charlie streckte ihm die Zunge heraus, ersparte ihnen allen aber eine passende Antwort. Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem geheimnisvollen Karren zu. Sie hob die freie Hand und ließ die Finger einige Sekunden unschlüssig darüber schweben. Fast als zögere sie, einen Blick unter die Abdeckung zu werfen.

»Das fühlt sich so verkehrt an«, murmelte sie. »Dreihundertachtzig Jahre und keiner hat hier auch nur ein Staubkorn aufgewirbelt …«

»Sag mir nicht, du hast Angst vor dem Fluch des Pharaos, Charlotte McNamara!«

»Natürlich nicht«, gab sie genervt zurück. »Dämliche Sprüche von meinem Boss stören mich mehr.«

Sie gab sich einen sichtbaren Ruck, hob das Tuch an – und prallte mit einem Aufschrei zurück!

»Was ist?«, keuchte Pam.

Auch Doug riss erschrocken den Kopf in die Höhe. »Charlie, alles okay?«

Die junge Frau fasste sich dramatisch ans Herz und sah Doug mit großen Augen an, bevor sie heftig den Kopf schüttelte. Sie war sichtbar genervt von ihrer eigenen Reaktion.

»Keine Ahnung, warum ich nicht damit gerechnet habe«, murmelte sie, der Schreck war noch immer in ihrer Stimme hörbar. »Schließlich befinden wir uns in einer verdammten Pest-Close.«

Mit einem entschlossenen Ruck schlug sie die Decke zurück und leuchtete mit der Taschenlampe auf einen Haufen halb mumifizierter Skelette mit verrenkten Gliedmaßen. Pesttote, die man vor Jahrhunderten auf diesen Wagen geworfen hatte und die es nie zu einem der vielen Massengräber geschafft hatten.

Doug trat näher und warf einen Blick auf die Leichen. »Ich sehe zwei Männer und zwei … nein, drei Frauen. Wie es aussieht, hat man den Pestkarren einfach hiergelassen, als sie die Close zumauerten.«

»Man dachte wohl, dass es keinen Unterschied macht, ob man die Toten verscharrt oder hinter einer Ziegelmauer versteckt«, vermutete Pam und ließ den Blick über diese geradezu surreale Welt wandern. »Mann, ich kriege hier echt eine Gänsehaut.«

Doug nickte und seine Gedanken wanderten zu den Skeletten auf dem Pestkarren zurück. Ein eigenartiges Gefühl überkam ihn, als sein Blick an einem der Toten hängen blieb. Es war ein Mann, das potenzielle Alter im düsteren Zwielicht hier unten unmöglich zu bestimmen, aber mit breiten Schultern und einst wohl kräftigen Armen. Auf dem eingefallenen Gesicht waren die Reste eines Barts zu erkennen, einzelne rötliche Haare bewegten sich kaum sichtbar im Luftzug. Die Beine steckten in einer weiten, karierten Hose, der Oberkörper in einer kurzen

Tunika. Die Schuhe fehlten. Man hatte sie ihm vermutlich abgenommen, um sie anderweitig zu verwenden – Pest oder nicht, Schuhe waren teuer und Tote hatten keine Verwendung mehr dafür.

»Seht euch das an«, flüsterte Charlie und leuchtete mit der Taschenlampe über die Fassaden der kleinen Läden, die vor langer Zeit Kundschaft in diese unterirdische Gasse gelockt und diesen traurigen Ort mit Leben gefüllt hatten. »Hier ist fast jede Haustür zugemauert. Ebenso die Fenster und die Auslagen der Geschäfte. Absolut irre.«

»Das war damals üblich«, erwiderte Doug ernst, während er sich vorstellte, wie die Menschen hier vor langer Zeit miteinander gelebt, gelacht und geschwatzt hatten. »Die Kranken und Sterbenden wurden in ihren Häusern eingemauert und ihrem Schicksal überlassen. Nicht nur in Edinburgh, sondern in vielen Teilen der Welt.«

»Verdammt grausam«, murmelte Pam.

»Andererseits starben die meisten Menschen ohnehin innerhalb weniger Tage, manchmal innerhalb weniger Stunden«, gab Charlie zu bedenken. »Sie mussten wenigstens nicht lange leiden.«

Pam lachte bitter. »Ein ziemlich geringer Trost, wenn du mich fragst.«

Doug verzog das Gesicht zu einem humorlosen Grinsen, erwiderte jedoch nichts. Stattdessen sah er sich weiter in der dunklen Gasse um. An ein paar Türen hingen angegraute Lappen, seinerzeit ein Zeichen für die Gesunden, dass die Bewohner Nahrung und Kohle benötigten. Vor anderen standen noch Körbe mit Essen und Heizmaterial, welche die Mitbürger auf den Türschwellen der Erkrankten hinterlassen hatten.

»Scheint so, als habe man die Sterbenden tatsächlich bis zum letzten Moment mit allem Lebensnotwendigen versorgt«, murmelte er dann. »Ich sehe da Holzscheite, Kohle … und das da, das könnte einmal Brot gewesen sein.«

»Und dann hat man diesen Ort einfach zugemauert und die Menschen ihrem Schicksal überlassen«, fügte Charlie bitter hinzu. »Wie passt das denn zusammen?«

»Schiere Verzweiflung«, vermutete Doug. »Wir dürfen nicht vergessen, dass damals Zehntausende gestorben sind, die Hälfte der Bevölkerung. Leichen blieben auf offener Straße liegen, weil man mit dem Abtransport nicht hinterherkam. Möglicherweise wussten sie sich nicht mehr anders zu helfen.«

»Du weißt ziemlich viel über die Pest«, murmelte Pam. Sie runzelte die Stirn und leuchtete nervös in einen Hauseingang, bevor sie sich wieder ihren Kollegen zuwandte. »Wie kommt's?«

Sie bemühte sich, ruhig zu wirken. Allerdings wanderte ihr Blick immer wieder zu der Stelle zwischen den kleinen Läden zurück, als erwarte sie dort etwas zu sehen, was ihr nicht geheuer war.

»Ich bin Historiker«, entgegnete Doug, ohne auf ihr merkwürdiges Verhalten einzugehen. Vermutlich ging ihr dieser Ort genauso unter die Haut wie ihm. »Gehört zum Job, würde ich sagen. Außerdem vermute ich, dass einige meiner Vorfahren während der Großen Pest hier in der Stadt gelebt haben. Da entwickelt man etwas zusätzlichen Enthusiasmus.«

»Du vermutest, dass sie an der Pest gestorben sind?«

»Na ja, die Sterberegister aus der Zeit sind, wie du dir vorstellen kannst, sehr unvollständig.«

Charlie sah ihn mit großen Augen an. »Dann entdecken wir eine verlorene Close aus genau dieser Zeit und du hüpfst nicht im Dreieck vor Begeisterung?«

Doug grinste. »Ahnenforschung ist ein Steckenpferd von mir, stimmt schon. Aber in meinem Alter sollte man das Hüpfen eher sein lassen.«

»Na, hör mal! Deine Vorfahren könnten bei dem Bäcker dort ihr Brot gekauft haben, Doug! Zeig mal ein bisschen Elan!«

Er schüttelte schmunzelnd den Kopf. »Und du fahr deinen Elan ein wenig zurück, meine Teuerste. Was ich weiß: Meine Vorfahren lebten bis zur Pest hier in der Stadt. James, ein bescheidener, kleiner Handwerker mit Frau und sechs Kindern. Eine Tochter und die beiden jüngsten Söhne tauchen in Corstorphine im Haushalt seines Bruders auf, von den anderen fehlt nach dem Ausbruch der Pest in Edinburgh jede Spur.«

»Krass«, murmelte Charlie, »und du glaubst deshalb, dass sie während der Epidemie gestorben sind?«

»Ist nur eine Theorie«, gestand Doug. Doch er stellte sich vor, dass seine Vorfahren vor langer Zeit vielleicht wirklich durch diese Close gegangen waren, dieselben Gebäude gesehen und sogar dieselbe Luft geatmet hatten. Der Gedanke bereitete ihm Gänsehaut, doch er tat sein Bestes, sich nichts anmerken zu lassen. Er hatte schließlich einen Ruf zu verlieren. »Solange ich keine Aufzeichnungen finde, wo schwarz auf weiß steht, dass die Familie in einem Massengrab verscharrt wurde, bleibt das Ganze trotzdem nichts als Theorie.«

»James MacFaolan?«, fragte Pam plötzlich.

»Hä?«

»Sagtest du, dein Vorfahr hieß James?«

»Ja, wieso?«

Pam lachte auf. »Nun, mein Freund, dann wirst du das hier lieben!«

Sie hob die Taschenlampe und leuchtete damit auf ein Ladenschild: *»James MacFaolan«*, stand dort, *»Schuhmacher«*.

Vollkommen baff starrte Doug auf die verblassten, abgeblätterten Lettern auf sprödem, trockenem Holz. »Das kann doch nie im Leben wahr sein!« Er trat näher und fuhr mit der freien Hand ungläubig über die raue Fassade des kleinen Ladens.

Schuhmacher also.

Kurz wanderten seine Gedanken zurück zu dem Toten auf dem Pestkarren und seiner fehlenden Fußbekleidung und er fragte sich, ob der Tote dort hinten am Ende vielleicht sogar ein Kunde seines Vorfahren gewesen war. Er öffnete den Mund zu einer Bemerkung, doch plötzlich durchschnitt das schrille Klingeln eines Handys die Stille und ließ ihn vergessen, was er hatte sagen wollen.

Alle fuhren zusammen und Charlie begann hektisch in den Hosentaschen nach ihrem Mobiltelefon zu suchen.

»Sorry, Leute. Ich dachte nicht, dass ich hier unten Empfang habe, sonst hätte ich es ausgeschaltet.« Sie nahm hastig den Anruf an.

»Charlotte McNamara am Apparat, hallo?« Sie wandte sich ab und ging einige Schritte in Richtung Ausgang davon.

Doug sah ihr kurz hinterher, dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder dem Schuhmacherladen mit der zugemauerten Tür zu. Ein angegrauter, ehemals weißer Lappen verriet ihm, dass auch James und seine Familie der schrecklichen Seuche nicht entkommen waren und auf die Gnade ihrer Mitmenschen gehofft hatten.

Er holte tief Luft und atmete dann langsam wieder aus. Ein schweres, beklemmendes Gefühl erfüllte ihn und er ließ den Lichtkegel der Taschenlampe langsam und forschend über die Fassade wandern. Von rechts nach links, von oben nach unten. Bis sein Blick an dem verschrumpelten, grauen Kadaver einer toten Ratte hängen blieb, die an dieser Hausecke vor langer Zeit ihr Leben ausgehaucht hatte. Ein Opfer derselben Seuche, die einst so viele Menschen dahingerafft hatte, dass niemand genau sagen konnte, wie viele tatsächlich.

»Woran denkst du?«, fragte Pam.

Doug zuckte mit den Schultern. »Ich schätze, wir haben unseren Killer gefunden.«

Mit einem leisen Lachen auf den Lippen trat sie an seine Seite und warf einen Blick auf das mumifizierte Tier. »Armes Kerlchen. Weißt du, Doug, ich habe neulich einen interessanten Artikel gelesen, in dem stand, dass Ratten möglicherweise gar nicht …«

»Doug.« Charlies Stimme zitterte kaum hörbar, als sie sich wieder zu ihnen gesellte. »Pam.«

Beide wandten den Kopf. Ihre rot gelockte Kollegin stand neben dem Durchgang zur Close, das Handy immer noch in der Hand. Sie war blass und holte mehrmals tief Luft, ohne dass ein Laut über ihre Lippen kam.

»Charlie?« Doug runzelte die Stirn. »Alles in Ordnung?«

Sie nickte, schüttelte aber dann noch in derselben Bewegung den Kopf, räusperte sich nervös und erwiderte leise: »Das war das Western General. Mason liegt auf der Intensivstation …«

»Hatte er einen Unfall?«

Charlie zuckte hilflos mit den Schultern. »Sein Mitbewohner hat ihn gefunden. Mason hatte meine Nummer als Notfallkontakt angegeben. Sie wissen nicht, was passiert ist, und vermuten eine schwere Blutvergiftung. Wodurch sie ausgelöst wurde, konnte mir der Arzt allerdings noch nicht sagen.«

Auch aus Pams Gesicht war plötzlich alle Farbe gewichen, als sie fragte: »Wird er durchkommen?«

»Können sie ebenfalls nicht sagen. Aber es sieht nicht gut aus.«

Doug stieß scharf Luft aus und fuhr sich nervös durchs Haar. »Shit«, flüsterte er das Einzige, das ihm im Augenblick einfiel. »Shit. Shit. Shit.«

DRITTER TEIL

1

Der Rest des Arbeitstages ging schweigsam und bedrückt zu Ende. Die Begeisterung, die sie alle noch am Morgen erfüllt hatte, war schlagartig verflogen. Der Kloß im Hals ließ Doug auch am Abend noch nicht los, als er Stunden nach dem Anruf des Krankenhauses die Tür seiner Wohnung aufschloss. Er schleppte sich mit schweren, schlurfenden Schritten zum Sofa, ohne das Licht anzuschalten oder Schuhe und Jacke auszuziehen. Rückwärts ließ er sich auf die Couch fallen und blieb dann mehrere Minuten lang reglos sitzen, starrte erschöpft in die Dunkelheit.

Der Gedanke, dass Mason im Krankenhaus um sein Leben kämpfte, machte ihm zu schaffen. Er hatte dem Jungen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit einen fiesen Kommentar vor den Latz geknallt – und es tat ihm leid. Ein Student, Anfang zwanzig, im dritten Semester seines Archäologiestudiums, konnte nicht so erfahren und effizient sein wie Charlie. Durfte man ihm vorwerfen, dass der junge Amerikaner von europäischer Geschichte keinen blassen Schimmer hatte?

Vielleicht. Vielleicht aber auch nicht.

Gedankenverloren kratzte er sich am Ellbogen und fuhr zusammen, als ein heftiges Brennen durch seinen Arm schoss. Seine Gedanken waren mit einem Schlag wieder im Hier und Jetzt.

Er angelte mit der Hand nach dem Lichtschalter und knipste die Deckenlampe an. Ein heftiger Fluch kam über seine Lippen, als er einen entsetzten ersten Blick auf die blutigen Pusteln warf, die sich entlang seines Unterarms zogen.

Erneut hechtete er ins Badezimmer.

Erneut auf der Suche nach Wundsalbe.

Er riss die verspiegelte Tür des Medizinschränkchens auf, schnappte sich die Tube und drehte das Wasser an. Er hielt den pochenden Arm unter das plätschernde Nass.

Die Abkühlung tat gut und beruhigte das Brennen etwas. An Dougs Anspannung änderte sie jedoch wenig. Er starrte auf die nässenden Pusteln, ohne zu blinzeln. Er hatte nicht vergessen, wie in der letzten Nacht das blutige Elend von einem Herzschlag auf den anderen spurlos verschwunden war. Diesmal nicht.

Mehrere Minuten vergingen. Dann drehte er das Wasser ab, schnappte sich ein Handtuch und trocknete seinen geschundenen Arm. Was erwartete er?

»Alter«, murmelte er und schleuderte das Handtuch auf den stetig wachsenden Haufen aus ungewaschener Wäsche, der sich neben der Dusche türmte. »Wird Zeit für einen Urlaub, bevor ich endgültig überschnappe.«

Er fuhr sich kopfschüttelnd durchs Haar, als er aus dem Augenwinkel einen Schatten wahrnahm. Ein flatterndes Geräusch, wie von einem schweren Ledermantel oder von Flügeln, jagte einen kalten Schauer über seinen Rücken. Das hatte er sich nun wirklich nicht eingebildet!

Er fuhr herum und starrte in den leeren Türrahmen. Sein Puls raste, das Blut rauschte in seinen Ohren und sein Herzschlag kam ihm so laut vor wie ein Vorschlaghammer im totenstillen Apartment. Jeder Atemzug schien zu dröhnen wie eine Sturmböe. Angespannt wartete Doug auf ein weiteres Geräusch, eine Bewegung, irgendetwas. Doch nichts geschah.

»Ist da jemand?«, rief er in die leere Wohnung. Doch natürlich erhielt er keine Antwort.

Er spürte, wie sich die Härchen auf seinen Unterarmen aufrichteten, als ein eisiger Luftzug durch das fensterlose Badezimmer wehte und einen eigenartig süßlichen Geruch zu ihm trug. Denselben, der ihm schon am Vortag aufgefallen war.

Mehrere Herzschläge lang stand er wie angewurzelt im leeren Badezimmer, dann griff er sich Deospray und Bartschere – die erstbesten Waffen, die ihm in die Hände fielen – und stürmte kampfbereit, aber mit klopfendem Herzen, zurück ins Wohnzimmer.

Nichts.

Verbissen lief er in sein Schlafzimmer, dann wieder zurück ins Wohnzimmer, von dort in die Küche und anschließend wieder ins Wohnzimmer.

Nichts. Keine Spur eines Einbrechers oder von irgendeinem sonstigen Eindringling.

Nervös fuhr er sich mit einem Handrücken über die Stirn und atmete tief ein und aus. Gerade jedoch, als sich sein hämmernder Puls ein wenig beruhigt hatte, durchschnitt das schrille Klingeln seines Handys die Stille.

Doug fuhr ein weiteres Mal heftig zusammen. Dann angelte er ungeschickt nach dem Telefon. »Hallo?« Er schluckte und bemühte sich um Ruhe in der Stimme. »Charlie?«

Angespannte Stille am anderen Ende der Leitung, dann, nach einer gefühlten Ewigkeit, ein zögerliches: »Doug?«

»Charlie? Alles in Ordnung?«

»Doug …«

»Charlie, was ist los? Sag was!«

»Doug«, flüsterte Charlie hektisch, aber fast unhörbar leise ins Telefon. »Ich glaube, da ist wer in meiner Wohnung.«

»Was?« Sein Herz setzte einen Schlag aus. »Um Gottes willen mach, dass du da rauskommst!«

»Ich kann nicht«, wisperte sie. »Ich habe mich im Schlafzimmer eingeschlossen.«

»Bist du da in Sicherheit?«

»Ich denke schon.«

»Dann bleib dort und ruf die Polizei. Ich …«

»Ich kann die nicht anrufen, Doug.«

»Was? Wieso?«

Wieder Schweigen, dann kam die scheue Antwort: »Weil die gestern schon hier waren und nichts gefunden haben. Die meinen doch, dass ich durchgeknallt bin, wenn ich heute Nacht schon wieder … Nein, die glauben mir kein Wort!«

Es vergingen einige Sekunden, während Doug verarbeitete, was seine Assistentin ihm gerade gesagt hatte. »Bist du dir sicher, dass da wer ist?«

»Doug, ich spinne doch nicht. Da ist wer … Ich habe ihn gesehen … hörst du, ich …«

»Schon gut, Charlie«, flüsterte er. »Ich glaube dir. Soll ich … soll ich rüberkommen und nachsehen?«

Sie zögerte kurz, dann erwiderte sie: »Nimm eine Waffe mit.«

»Ich bin gleich da«, versprach er. »Bleib, wo du bist, und mach keinen Mucks. Wenn da wer ist, braucht er nicht zu wissen, dass du da bist.«

»O… okay …«

Er legte auf. Und auch jetzt vergingen mehrere Augenblicke, in denen er versuchte, sich darüber klar zu werden, *was eigentlich in Gottes Namen er jetzt tun sollte*!

Die Geschichte klang wirr, aber sie kam von Charlie, und Charlie hatte den klarsten Verstand, der ihm jemals begegnet war. Also nahm er alle Entschlossenheit zusammen, lief in die Küche und schnappte sich dort das längste und schärfste Messer aus dem Block. Wenn sich Charlie den Eindringling, entgegen aller Erwartung, doch nicht einbildete, war es vermutlich wirklich nicht die schlechteste Idee, vorbereitet zu sein – und besser bewaffnet als mit Deospray und Bartschere.

Doug ließ den Blick über die lange, blitzende Klinge wandern und stieß heftig Luft aus. »Ich muss vollkommen den Verstand verloren haben.«

Mit einiger Anstrengung gelang es ihm tatsächlich, das vermaledeite Messer so in den Gürtel zu schieben, dass er sich bei einer unvorsichtigen Bewegung weder selbst erstechen noch versehentlich entmannen würde. Dann schnappte er sich seine Jacke und ging zur Tür.

»Ja, verdammt«, flüsterte er atemlos. »Ich bin wirklich komplett übergeschnappt.«

Kopfschüttelnd öffnete er die Schublade der alten Kommode im Flur und begann darin zu kramen. Während einer Phase depressiver

Zukunftsangst in den ersten Monaten nach seiner Scheidung hatte er Charlie den Zweitschlüssel zu seiner Wohnung überlassen aus Angst, irgendwann als verschrumpelte Mumie zu enden oder von hungrigen Insekten aufgefressen zu werden. Und aus irgendeinem Grund – Mitleid wahrscheinlich – hatte sie ihm im Gegenzug ihren eigenen Wohnungsschlüssel überlassen. Für Notfälle.

Er ließ das kleine Silberding in die hintere Hosentasche gleiten, griff sich seinen Autoschlüssel und stürmte anschließend aus der Wohnung. Der strahlende Ritter im rostigen, alten 1974er Ford Bronco eilte zur Rettung!

2

Als er Minuten später das knurrende Gefährt auf dem Gehsteig vor Charlies Wohnung parkte, den Zündschlüssel abzog und in die kühle Sommernacht trat, war er immer noch nicht überzeugter von seiner Mission als zuvor. Im Gegenteil, er verwünschte sich mittlerweile selbst, nicht einfach aufgelegt zu haben. Wie wahrscheinlich war ein Einbrecher an zwei aufeinanderfolgenden Abenden, zumal in der Nacht zuvor die Polizei angerückt war und nichts gefunden hatte?

Zugegeben, Charlie war eine rationale, kluge und sehr disziplinierte Frau, aber mit jeder Sekunde war Doug mehr und mehr überzeugt, dass ihr die Luft in der stickigen Close schlecht bekommen war.

Instinktiv warf er einen Blick den menschenleeren, schlecht beleuchteten Gehsteig entlang. Es war kein Mensch zu sehen.

Das Kopfsteinpflaster schimmerte gelblich im Licht der Straßenlaternen, und die ungewöhnliche Stille an diesem Abend ließ selbst den kühlen Nachtwind gruselig laut klingen. Als hätte sich eine halbe Million Menschen einfach in Luft aufgelöst und als hielte die Stadt selbst gespannt den Atem an.

Ein Rascheln hinter ihm ließ ihn die Schultern anspannen. Er spürte, wie sich die feinen Härchen in seinem Nacken aufstellten.

Mit geballten Fäusten fuhr er herum – jedoch nur, um einen struppigen schwarzen Schatten mit langem Schwanz hinter der nächsten Hausecke verschwinden zu sehen.

»Ratte«, flüsterte er an sich selbst gewandt. »Bloß eine verdammte Ratte.« Kein Grund zur Beunruhigung.

Dougs Blick wanderte die hohe Fassade des Hauses empor, in dem seine Assistentin lebte. Hoffentlich wartete dort oben auch nur ein haariges Nagetier auf ihn.

Er legte die Hand um den Griff des Messers und versuchte die Waffe so zu halten, dass sie einem zufälligen Passanten – sollte sich denn einer hierherverirren – nicht sofort auffallen würde. Dann machte er sich auf den Weg in den dritten Stock, wo sich Charlies Apartment befand.

Er hatte Glück, dass das elektronische Schloss am Hauseingang seit Monaten nicht funktionierte und der Hauseigentümer Charlies frustrierte Briefe konsequent ignorierte. Sonst hätte seine heldenhafte Rettungsaktion wohl schon an der Türschwelle geendet. Er war selbst erst zwei-, dreimal hier gewesen und betete, dass er die richtige Wohnungstür finden würde. Wenn er, ein Fremder, sich mitten in der Nacht versehentlich an der Tür eines Nachbarn zu schaffen machte, würde er höllisch viel zu erklären haben. Auch wieso er ein riesiges Tranchiermesser bei sich hatte. Anschließend würde er sich vermutlich für den Rest seines Lebens mit Charlie benachbarte Zellen in der Geschlossenen teilen.

Mit einem mulmigen Gefühl machte er sich auf den Weg nach oben. Aus irgendeinem Grund scheute er sich, den Aufzug zu nehmen, und quälte sich stattdessen zu Fuß drei Stockwerke hoch die ausgetretenen Betonstufen hinauf. Eine Entscheidung, die er bereits nach wenigen Minuten bereute, als seine von der Schreibtischarbeit untrainierten Waden schmerzhaft zu protestieren begannen.

Als er nach einer gefühlten Ewigkeit oben ankam, pfiffen seine Lungen wie nach einem Marathon und seine Beine waren weich wie Gummi. »Verflixt, Charlie«, flüsterte er, während Schweiß heiß und salzig in seine Augen lief und sein Gesicht vor Anstrengung glühte, »dafür schuldest du mir was!«

Mit einem Handrücken wischte er sich über die Stirn und nahm all seine Entschlossenheit zusammen. *Apartment 21*, erinnerte er sich und ging mit rasendem Puls zu der anonymen grauen Wohnungstür mit dem silbernen Zahlenschild. In einer Hand den Schlüssel, in der anderen das Küchenmesser.

Für einen kurzen Moment dachte er daran, welchen Eindruck sein Auftritt erwecken würde, sollte ein unbeteiligter, argloser Bewohner zufällig nachts diesen Flur entlanggehen. Doch bevor er noch weiter darüber nachdenken konnte, wie nahe er einer Verhaftung mittlerweile schon gekommen war, wischte er den Gedanken beiseite. Charlie brauchte ihn, unabhängig davon, ob sie sich den Einbrecher einbildete oder nicht.

Leise ließ er den Schlüssel ins Schloss gleiten und drehte ihn. Er fuhr zusammen, als das *Klack* des Schließmechanismus laut wie ein Gewehrschuss durch den dunklen Flur hallte.

Ein Fluch kam über seine Lippen, während er angespannt auf eine Bewegung oder ein Geräusch aus dem nächtlichen Gebäude wartete. Charlies Apartment und auch die Nachbarwohnungen blieben jedoch still.

Anschließend drehte er den Schlüssel weiter, bis die Tür sich, diesmal fast lautlos, öffnen ließ.

Er drückte sie auf und starrte angespannt und kampfbereit in die fast vollkommene Dunkelheit der stillen Wohnung. Kein Laut, keine Bewegung, kein Lebenszeichen von irgendwas oder irgendwem.

Kurz kam ihm der Gedanke, dass es vielleicht auch nicht ganz dumm gewesen wäre, zusätzlich zu seinem Messer auch eine Taschenlampe mitzubringen, aber das würde er sich für die nächste halsbrecherisch dumme Rettungsaktion merken müssen, auf die er sich einließ. Er tastete nach dem Lichtschalter.

Ein leises Rascheln aus dem Inneren der Wohnung ließ sein Herz ein weiteres Mal aussetzen.

Es war nahezu stockdunkel im Apartment und unmöglich zu erkennen, was das Geräusch verursacht hatte.

Ein eigenartiger Geruch hing in der Luft. Eine Mischung aus Zimt, Myrrhe, Honig und Kräutern. Süßlich und Übelkeit erregend. Derselbe Geruch, der ihn schon seit Tagen zu verfolgen schien.

»Charlie?«, flüsterte er. Doch er erhielt keine Antwort, außer einem leisen Tack, Tack, Tack, als würde jemand mit einem hölzernen Stock gleichmäßig auf das makellose Parkett klopfen.

Dougs Finger fummelten hektisch, aber erfolglos über die Tapete auf der verzweifelten Suche nach einem Lichtschalter.

Langsame Schritte aus dem Inneren der Wohnung.

Tack.

Tack.

Tack.

Schritte, die sich ihm drohend näherten.

Dougs Finger streckten hilflos das Küchenmesser in die Dunkelheit, doch so sehr er auch die Augen anstrengte, er konnte nicht erkennen, wer oder was sich dort bewegte.

Tack.

Tack.

Tack.

Verzweifelt umklammerte er seine Waffe, jede Sekunde auf einen Angriff aus dem finsteren Zimmer gefasst.

»Wer ist da?«, fragte er, doch es war kaum mehr als ein ersticktes Flüstern. »Was tun Sie hier?«

Keine Erwiderung, nur ein eigenartiges, dunkles Lachen. Hämisch. Boshaft. Und wenig menschlich.

Nur Sekundenbruchteile später explodierte mit einem lauten Knall die Lampe im Korridor hinter ihm.

Doug fuhr herum – ein dummer Fehler, denn noch im selben Moment fauchte ein dunkler Schatten über ihn hinweg und riss ihn von den Füßen. Er landete hart auf dem ausgetretenen Linoleumboden. Das Messer glitt ihm aus der Hand und schlitterte in die Dunkelheit, während er sich umdrehte und an die Wand lehnte.

Ein Geräusch wie das Rauschen von Schwingen hüllte ihn ein. Eine eiskalte Hand tätschelte ihm hämisch die Wange. Und wieder dieser ekelerregende, süße Geruch.

Panisch rollte sich Doug auf den Bauch, drehte sich um und rappelte sich auf Hände und Knie. Blind, angsterfüllt, unbewaffnet und orientierungslos starrte er mehrere bange Sekunden in das undurchdringliche Dunkel vor sich und wartete auf den unvermeidlichen Schlag, der seinem Leben ein Ende setzte. Doch nichts geschah.

Im Gegenteil: Nach Augenblicken, die sich wie Stunden dehnten, flackerten die Lampen in Charlies Wohnung und erwachten zu neuem Leben.

Atemlos sah er sich um, doch der leere Korridor war so ruhig und unspektakulär, wie er um diese nachtschlafende Unzeit sein sollte. Einzig die Klinge seines verlorenen Messers glänzte einige Meter entfernt im elektrischen Licht der restlichen Lampen.

Mit wackeligen Knien kämpfte er sich auf die Füße, schnappte sich seine Waffe und stolperte in Charlies Wohnung.

Kein Laut war zu hören. Es war so ruhig, dass sich Dougs Magen verkrampfte – diese unheimliche Stille ließ ihn das Schlimmste vermuten. Auch deshalb bebte seine Stimme, als er den Namen seiner Assistentin flüsterte. »Charlie? Bist du da?«

Vorsichtig trat er in die Wohnung, jede Sekunde darauf gefasst, hinter dem nächsten Möbelstück Charlies leblosen Körper zu finden.

»Charlie«, wiederholte er etwas lauter, »Charlie, kannst du mich hören? Bist du hier irgendwo?«

»Doug«, kam es halblaut von hinter der Schlafzimmertür, wo sie sich ja verschanzt hatte, wie er sich erinnerte. »Doug, bist du das?«

»Ja.«

Mehrere Herzschläge lang herrschte absolute Stille. Dann hörte er das Geräusch von schweren Gegenständen, die mühsam über den Teppich geschoben wurden, und einen Schlüssel, der sich im Schlüsselloch drehte.

Die Schlafzimmertür öffnete sich einige Zentimeter und ein nervöses, von wirren roten Haaren umrahmtes Gesicht lugte misstrauisch durch den Spalt.

»Gott sei Dank«, hörte er Charlie flüstern. »Bin ich froh, dich zu sehen!«

Die Tür schwang leise auf, und seine Assistentin machte ein paar zögerliche Schritte in das hell erleuchtete Wohnzimmer, die Augen immer noch weit aufgerissen vor Anspannung.

Sie musste auf dem Weg ins Bett gewesen sein, als sie den Eindringling in der Wohnung bemerkte. Das dicke Make-up war von ihrem Gesicht verschwunden, der bunte Modeschmuck ebenfalls. Außerdem hatte sie ihr geliebtes Outfit aus Bluse und Jeans gegen ein dünnes (*verdammt* dünnes!), weißes Negligé eingetauscht. Der feine, glänzende Stoff umspielte ihren Körper, ohne wirklich viel der Fantasie zu überlassen.

Doug wandte rasch den Blick ab. Er kratzte sich nervös am Hinterkopf und betrachtete angestrengt einen Farbklecks am Türrahmen. In all den Jahren war ihm nie aufgefallen, wie sexy dieses Mädel war. Doch Anstand und angeborene Prüderie ließen ihn rasch alle amourösen Gefühle dorthin zurückpacken, wo sie hingehörten: in die hinterste Ecke seines überreizten Spatzenhirns!

Was dachte er sich nur? Die Kleine hatte bis vor wenigen Augenblicken blanke Todesangst ausgestanden und ihm fiel nichts Besseres ein, als ihr auf die Titten zu glotzen?

»Geht es dir gut?«, fragte er kleinlaut, immer noch ohne sie anzusehen. »Alles … alles in Ordnung mit dir?«

Charlie nickte wortlos und blickte dann an sich herab. Das Blut schoss ihr heiß ins Gesicht und sie machte eine hilflose Bewegung, um ihre Blöße zu bedecken, doch naturgemäß mit eher mäßigem Erfolg. Sie huschte zum Sofa und griff sich eine Wolldecke, die dort bisher unbeachtet gelegen hatte.

»Hast du es auch gesehen?«, fragte sie leise, während sie die Decke um die Schultern legte.

Doug biss sich auf die Lippen. Seine Ohren glühten und er hoffte, dass sie es nicht bemerkte.

»Das Ding, hast du es auch gesehen, Doug?«

Er nickte. Aber um ehrlich zu sein, hatte er nicht den blassesten Schimmer, wen oder *was* er da gesehen hatte. Einen Menschen sicher nicht. Kein Mensch bewegte sich so schnell und verschwand dann von einem Moment zum nächsten. Und ein Tier? Was für ein verdammtes Tier griff einen an und tätschelte einem dabei die Wange?

Charlie fuhr sich nervös durch das rote Haar und flüsterte dann mehr zu sich selbst: »Dann war es wirklich da. Also bin ich doch nicht verrückt …«

Doug runzelte die Stirn. »Es? Wovon sprichst du, Charlie?«

Die junge Frau sah auf und schien einige Sekunden zu überlegen, was sie erwidern sollte. Dann gab sie sich einen Ruck und winkte ihn zu sich. »Komm mit zum Sofa. Ich zeig's dir!«

3

Wenig später fand sich Doug über einen Schnellhefter voller kopierter Tagebuchseiten gebeugt und blätterte mit großen Augen durch Charlies Entdeckung.

»Woher hast du das alles?«, fragte er fassungslos, während er das Papier kopfschüttelnd durch die Finger laufen ließ. Endlose Listen von Namen, Patienten und ihren Behandlungen, Skizzen von Wunden und medizinischem Werkzeug und seitenlange Tagebucheinträge von George Rae, dem letzten Pestarzt von Edinburgh. »Das ist ja fast eine komplette Dokumentation der Seuche von 1645.«

»Das Nationalarchiv ist eine wahre Schatzkiste, wenn du weißt, wo du suchen musst«, erwiderte Charlie leise und nippte an einer dampfenden Tasse Tee. Sie hatte einen dicken, weißen Bademantel übergeworfen und wirkte ein wenig entspannter. »Ich habe das Tagebuch entdeckt, als ich auf der Suche nach Informationen zu Clootie Close war.«

»Clootie Close?«, wiederholte Doug und runzelte fragend die Stirn. »Was soll das sein?«

Charlie lächelte humorlos. »So hieß unsere verlorene Gasse, bevor man sie zugemauert und vergessen hat.«

Dougs Blick wanderte ungläubig zwischen dem Tagebuch von George Rae und dem Gesicht seiner Assistentin hin und her. »Aber wann hast du das alles zusammengesucht? Ich meine, wir haben die Gasse doch gestern erst entdeckt!«

Sie zuckte mit den Schultern. »Ich bin Single und hab niemanden, der mich vermisst, wenn ich nachts nicht nach Hause komme, weil ich in irgendwelchen Archiven versumpfe.«

»George Raes Tagebuch …«, murmelte er immer noch fassungslos über die Effizienz der jungen Frau. »Jetzt sag mir nicht, dass du es auch schon gelesen hast!«

Sie schüttelte den Kopf. »Nur ein paar Auszüge. Von Zeit zu Zeit brauche auch ich mal eine Stunde Schlaf. Schau, wo die Post-its stecken.«

Gehorsam blätterte er zu der ersten markierten Seite. Er ließ die Augen über die geschwungenen Buchstaben wandern, die George Rae vor fast vierhundert Jahren zwischen seinen ungezählten Krankenbesuchen zu Papier gebracht hatte.

»*21. Juli 1645. Clootie Close. David McFaolan, Schuhmachers Vater*«, las er leise vor. »*Beulen aufgebrochen und ausgebrannt. Patient aufgrund von Alter sehr schwach. Wird vermutlich nicht überleben. Frederik Cook, Böttcher. Bereits tot bei meinem Eintreffen. Annabell Cook, Böttchers Frau. Beulen aufgebrochen und ausgebrannt. John Donaldson …*«

»So geht das über Hunderte von Seiten«, erklärte Charlie und zog ihren Bademantel enger um ihre Schultern. »Rae hat penibel Buch geführt über seine Patienten und deren Behandlung. Auch über seine Beobachtungen und Theorien, die er zur Ausbreitung der Pest hatte.«

»Wenn ich mich richtig erinnere, hat ihm all seine Genauigkeit nicht viel gebracht«, murmelte Doug, der nicht anders konnte, als diesen

Mann für seinen unermüdlichen Kampf zu bewundern. »Als die Epidemie vorüber war, verbrachte er den Rest seiner Tage damit, um die ihm zugesicherte Pension zu kämpfen. Ob er sie jemals bekommen hat, darüber streiten sich die Experten bis heute.«

Charlie starrte eine Weile wortlos vor sich hin, dann nahm sie einen weiteren Schluck von ihrem Tee und flüsterte: »Eine Schande. Wer weiß, wie viele Leben er gerettet hat, indem er sein eigenes Tag für Tag aufs Spiel setzte.«

Doug nickte zustimmend und blätterte zum nächsten Post-it.

»Es ist zurück«, stand dort in George Raes sorgfältiger Handschrift. »*Was es ist, ich weiß es nicht. Eine dunkle, bedrohliche Gestalt mit Vogelmaske, die wie mein schwarzes Spiegelbild von Haus zu Haus geht. Wenn sie eines betritt, bleibt nicht eine Seele darin am Leben. Wie ein hungriger Geier kreist der böse Geist um die Häuser, ein grausamer Vorbote von Krankheit, Schmerz und Leid. Es ist kein Mensch, das kann ich sagen. Beinahe habe ich es heute gestellt, dieses Wesen, von dem die Sterbenden mir mit ihrem letzten Atem erzählen. Aber es stieß mich zur Seite, nicht mit den Händen, sondern mit einem gewaltigen Luftstoß. Als ich am Boden lag, hörte ich ein Rauschen wie von den Flügeln eines monströsen Raubvogels. Ich zittere immer noch, wenn ich daran denke. Doch was ist dieses Wesen? Ein böser Geist, ein Dämon, vielleicht der Teufel selbst, der uns arme Seelen in die Tiefen der Hölle hinabzerrt? Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht.«*

»Charlie, was ist das?«

Sie sahen einander an, doch die junge Frau zuckte hilflos mit den Schultern. »Er berichtet von diesem Wesen an mehreren Stellen, Doug. Was er da genau beschreibt, keine Ahnung, aber er hält es für die Ursache der Epidemie.«

»Na ja«, murmelte Doug, »ein böser Geist hat die Pest sicher nicht ausgelöst. Das waren eher fiese, kleine Bakterien. Allerdings hat dieser Mann jeden Tag Sterbende behandelt, und das unter den schlimmsten vorstellbaren Umständen. Der psychologische Druck muss enorm ge-

wesen sein. Vielleicht war das seine Art, die Situation zu verarbeiten …« Er unterbrach sich, als er Charlies Blick bemerkte. »Was ist?«

Die junge Frau sah ihn durchdringend an. »Doug, ich habe es gesehen. Eine schwarze Gestalt mit Vogelmaske, gekleidet in einen schwarzen Mantel und mit langen Klauen anstelle von Fingern. Genauso wie Rae das Wesen beschrieben hat!«

»Charlie.«

»*Bevor* ich Raes Tagebuch gelesen habe«, beharrte sie. Ihre Hände, die sich um die Teetasse gelegt hatten, begannen leicht zu zittern. »Als ich von der Arbeit nach Hause kam, stand dieses Ding an der Straßenecke und schaute in meine Richtung. Wenig später sah ich es dort in der Ecke. Und heute Abend war es wieder da!«

Er öffnete den Mund, um etwas zu erwidern.

»Du hast es selbst gesagt, Doug«, kam sie ihm zuvor. »Du hast es auch gesehen!«

»Ich weiß nicht, was ich gesehen habe«, entgegnete er, doch selbst in seinen Ohren klang es hohl und wenig überzeugend. Und natürlich erinnerte er sich an das komische Gefühl des Beobachtetwerdens, das ihn seit zwei Tagen verfolgte, und an die eigenartigen Schatten, die er in seinem eigenen Zuhause gesehen zu haben glaubte.

»Vielleicht spielt uns die Fantasie einen Streich«, wandte er ein, wenngleich wenig überzeugt. »Ich meine, wir sind Wissenschaftler. Wenn wir anfangen an böse Geister und Dämonen zu glauben, dann finden wir uns ganz, ganz schnell im tiefsten Mittelalter wieder.«

Sie biss ihre Zähne zusammen und schaute zum Fenster, wo sich in der Ferne die hell erleuchtete Fassade von Edinburgh Castle gegen den finsteren Nachthimmel abhob. Tausende Menschen feierten dort ausgelassen das *»Fringe«* und ahnten nicht einmal, welch bizarre Geschichte sich hier abspielte.

»Vielleicht ist das tiefste Mittelalter ja näher, als wir denken«, flüsterte Charlie.

VIERTER TEIL

1

Clootie Close lag unberührt und still in der trostlosen Dunkelheit, die sie seit Jahrhunderten umschloss, als sich das Archäologen-Team am nächsten Morgen an die Untersuchung der einzelnen Gebäude machte. Auch als die grellen Lampen die Schatten vertrieben, änderte sich nicht viel an der drückenden Stimmung hier unten. Kaum jemand sagte ein Wort, als die Arbeiter begannen, die hastig gemauerten Wände aufzubrechen, hinter denen man die unglücklichen Bewohner der Straße vor langer Zeit eingeschlossen hatte.

»Pam ist heute ziemlich spät dran«, murmelte Doug an Charlie gewandt, um überhaupt etwas zu sagen. »Weißt du was?«

»Hat sich krankgemeldet«, erwiderte Charlie halblaut. Sie räumte mit dicken Handschuhen den angefallenen Schutt zur Seite, doch ihre Bewegungen wirkten fahrig und unkoordiniert. »Fieber, Husten und Schüttelfrost«, fügte sie hinzu, hörbar außer Atem. »Ich habe ihr gesagt, sie soll sich zu Hause auskurieren.«

»Gut.« Kurz schoss ihm der Gedanke durch den Kopf, dass mit Mason und Pam nun schon zwei Mitglieder seines Teams ausgefallen waren und dass er bei der Geschwindigkeit bald allein hier im Staub wühlen würde. Er verscheuchte ihn sogleich und behielt jede blöde Bemerkung für sich. Zynismus über Erkrankungen seiner Mitarbeiter schien ihm gerade an diesem Ort fehl am Platz.

Er machte einen Schritt zur Seite, als die Mauer nachgab, die die Schuhmacherwerkstatt vierhundert Jahre lang versiegelt hatte. Krachend ging ein wahrer Regen aus Staub, Mörtel und Ziegeln vor ihnen nieder und ließ sie hustend die Gesichter abwenden.

Als sich der aufgewirbelte Schmutz legte, gab er den Blick auf eine hölzerne Ladentür frei.

»Sie steht offen«, flüsterte Charlie, die heute ganz besonders wortkarg war.

»Ja«, erwiderte Doug ebenso leise.

Charlie fuhr mit den Fingern über das mit den Jahren spröde gewordene Holz.

Doug versuchte sich vorzustellen, was James und seine Familie empfunden haben mochten, als ihnen klar wurde, dass sie die Schuhmacherwerkstatt nicht lebend verlassen würden. Dass sie, wie so viele andere, elendig ihr Leben hinter einer hastig hochgezogenen Mauer aushauchen würden. Dass sämtliche Hoffnung vergebens war.

Wie lange hätte er sich gegen das Schicksal aufgelehnt? Wann hätte er aufgegeben?

Er schaltete seine Taschenlampe an und leuchtete durch den Türspalt, doch das Licht verlor sich im Dunkel des dahinterliegenden Raumes.

Ein trockener, muffiger Geruch drang aus dem kleinen Laden und kratzte ihm im Hals. »Gehen wir rein?«, fragte er.

Charlie schüttelte erschöpft den Kopf. Sie war blass, wortkarg und hatte dunkle Ringe unter den Augen. »Ich fühle mich gerade nicht so gut«, entgegnete sie. »Ich glaube, ich muss mal rauf an die frische Luft.«

Doug runzelte die Stirn. »Bist du in Ordnung?«

»Klar«, erwiderte sie und drängte sich eilig an ihm vorbei. »Bin in ein paar Minuten wieder da.«

»Lass dir Zeit.«

»Ein paar Minuten. Dann geht's wieder.«

Doug sah ihr hinterher, während sie mit etwas unsicheren Schritten durch den Durchbruch in der Ziegelmauer stieg, um im grellen elektrischen Licht des Hauskorridors zu verschwinden. Er hätte Charlie nicht kennen müssen, um zu wissen, dass etwas nicht stimmte.

Er warf einen Blick über die Schulter, wo die verbliebenen Mitglieder seines Teams im Licht der Lampen schweigend ihrer Arbeit nachgingen. Die Kollegen aus Glasgow hingen im Stau fest und würden erst später eintreffen. Eine recht überschaubare Gruppe, die sich hier unten tummelte. Einige Augenblicke erwog er, das Mädel aus Dundee als Unterstützung bei der Erstbegehung der Schuhmacherwerkstatt zu rufen.

Doch dann siegte seine Skepsis gegenüber dem Nachwuchs und er machte sich allein auf den Weg ins Innere. Charlie würde wissen, wo sie ihn finden konnte. Der Rest ging ihm ohnehin auf die Nerven.

Sand und Schmutz knirschten unter seinen Schuhen, während er als erster lebender Mensch seit fast vierhundert Jahren das Zuhause seines Vorfahren betrat. Uralte Bodendielen knarrten unter dem ungewohnten Gewicht eines lebenden, atmenden Besuchers. Der muffige Geruch hier drinnen ließ ihn schlucken, doch er weigerte sich umzukehren. Das grelle Licht der Taschenlampe wanderte über dicke, graue Spinnweben. Eine dichte Staubschicht bedeckte die gesamte Einrichtung. Zahllose fertige und halb fertige Schuhe hingen an großen Gestellen und warteten seit Jahrhunderten darauf, von Kunden abgeholt zu werden, die nie gekommen waren und auch niemals kommen würden.

Der Gedanke machte Doug betroffen. Die Pest hatte das Leben dieses bescheidenen Schuhmachers so unerwartet für immer verändert. Innerhalb kürzester Zeit war nichts mehr so gewesen wie zuvor. Und dann … dann war alles vorbei.

Doug verharrte mitten im Schritt. Das Gefühl, beobachtet zu werden, wurde plötzlich übermächtig. Die feinen Härchen in seinem Nacken stellten sich auf.

Die Taschenlampe erhellte die Umrisse einer geschlossenen Tür im hinteren Teil des Raumes. Doug vermutete, sie führte in die Wohnräume der unglücklichen Schuhmacherfamilie – und wahrscheinlich auch zu ihren sterblichen Überresten. Er schluckte und machte einen Schritt nach vorne.

Als sein Fuß gegen einen Widerstand stieß, fuhr er zusammen. Er verharrte einige Augenblicke regungslos, nicht sicher, ob er wirklich wissen wollte, was er entdeckt hatte.

Als er das Licht senkte und sah, worüber er beinahe gestolpert wäre, erschrak er ein weiteres Mal. Ein zusammengesunkenes Skelett kauerte neben der Ladentür an der Wand, nur noch zusammengehalten von einer dünnen Schicht grauer, mumifizierter Haut. Eine karierte Wolldecke lag auch nach Jahrhunderten noch über den ausgemergelten Schultern. Das

matt gewordene, blonde Haar hing tief ins Gesicht und verschmolz mit seinem kurz geschnittenen Bart. Die knöchrigen Finger hielten ein vergilbtes Heiligenbildchen fest umklammert, als habe der Mann noch in seinen letzten Stunden damit Trost gesucht.

»James, nehme ich an«, murmelte Doug und leuchtete in das Gesicht seines Vorfahren. »Ich wünschte, wir hätten uns unter besseren Umständen kennengelernt.«

Ein Geräusch, ein Rascheln aus der Finsternis, brachte ihn dazu, sich erneut angespannt in dem engen Raum umzusehen.

»Fuck«, murmelte er. Er bereute aufrichtig, allein hierhergekommen zu sein!

Ein Fiepen und ein struppiger, dunkler Schatten, der hinter der Ladentheke verschwand, ließen ihn aufatmen. Ein Schädling, der seinen Weg aus dem Edinburgh des 21. Jahrhunderts ins Innere dieses vergessenen Hauses gefunden hatte.

Angewidert verzog Doug das Gesicht. Egal in welchem Jahrhundert, die widerlichen Plagegeister brauchten selten lange, um sich irgendwo einzuquartieren.

»Wenn's dir nichts ausmacht, *Opa*«, murmelte er, »dann sehe ich mich ein bisschen um, einverstanden?«

Natürlich erhielt er keine Antwort. Er schenkte dem alten Skelett trotzdem ein kurzes Lächeln, bevor er sich der geschlossenen Tür im hinteren Teil des Raumes näherte.

Mit bedächtigen Schritten ging er durch die dunkle Werkstatt. Alles andere wäre ihm pietätlos vorgekommen.

Am Ende des Raumes angekommen holte er tief Luft und schob dann die nur angelehnte Tür auf.

Die uralten Scharniere protestierten, als sie nach der langen Zeit wieder bewegt wurden. Das matte Holz hatte sich im Laufe der Jahrhunderte verzogen und fuhr kreischend über den morschen Holzboden.

Doug brauchte alle Kraft, um die Tür mit der Schulter aufzustemmen, doch nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm schließlich.

Er machte einen Schritt in das Zimmer. Der Anblick, der sich ihm dort bot, ließ ihn schlucken. Da lag ein schlicht eingerichtetes, aber ordentliches Zimmer vor ihm, dessen hinteren Teil fast vollständig ein großes, strohgefülltes Bett ausfüllte – und darauf die zärtlich drapierten Körper von James' Familie: Seine Frau Mary, seine beiden jugendlichen Söhne Ninian und Charles, seine Tochter Elspeth und eine anscheinend ältere Frau, vielleicht die Großmutter der Familie. Jeder Tote trug ein weißes Leinenhemd und eine Handvoll verwelkter, ergrauter Blumen in den Händen.

Wie es schien, hatte James seine letzten Tage oder Stunden damit verbracht, die letzte Ruhestätte seiner Familie liebevoll zu arrangieren, bevor er selbst der schrecklichen Krankheit erlegen war.

Doug schauderte. Er wandte sich ab und versuchte sich vorzustellen, wie das Leben in diesem toten, trostlosen Haus gewesen sein musste, vor dem unvermeidbaren Ende.

Da hörte er plötzlich eine Stimme, die aufgeregt seinen Namen rief. Im letzten Moment widerstand er dem Drang, lautstark zurückzubrüllen, und machte sich stattdessen stumm auf den Weg hinaus.

Im Vorübergehen grüßte er noch einmal kurz seinen unglücklichen Vorfahren und schloss dann so lautlos wie möglich die Tür hinter sich.

»Was ist?«, fragte er mürrisch, als er hinaus in das grelle Licht der aufgestellten Lampen trat. Ein harscher Kontrast zur lichtlosen Traurigkeit des Schuhmacherladens.

Seine Kollegin Katie strich sich nervös das Haar aus der Stirn und deutete hektisch hinter sich zu dem Mauerdurchbruch, der von Clootie Close hinaus in die Welt des 21. Jahrhunderts führte.

»Charlie«, flüsterte sie hektisch. »Es ist Charlie, sie …«

»Charlie?« Doug verschwendete keine Sekunde. »Was ist mit ihr? Wo ist sie?« Mit klopfendem Herzen folgte er der jungen Frau durch die aufgebrochene Ziegelmauer.

Er erstarrte, als er Charlie reglos am Fuß der Treppe liegen sah, umringt von ratlosen Archäologen, die alle nichts anderes zu tun schienen, als hilflos von einem Fuß auf den anderen zu treten.

»Was ist passiert?«, fragte er grob und lief an ihre Seite. »Ist sie gestürzt oder …« Als er eine Hand auf Charlies Wange legte, zog er sie erschrocken zurück. Sie war glühend heiß!

»Wir wissen nicht, was passiert ist«, murmelte einer der Archäologen.

»Habt ihr einen Krankenwagen gerufen?«

»Ist auf dem Weg. Vic wartet oben auf sie.«

Doug nickte schnell. Keine Ahnung, wer um alles in der Welt Vic war, aber solange er sich nützlich machte, war ihm das auch herzlich egal.

Er tastete nach Charlies flatterndem Puls, gerade als sie die Augenlider öffnete.

»Doug …«

»Alles okay, Kleines«, erwiderte er und legte eine Hand auf ihre. »Es wird alles wieder gut. Der Krankenwagen ist unterwegs.«

Sie schüttelte den Kopf, wirkte blass und kraftlos. Ihre Finger legten sich ungeschickt um seine.

»Du verstehst nicht«, flüsterte sie. »Wir … haben es befreit, und jetzt ist es da draußen. Es bringt Krankheit und Tod, so wie damals. Wir müssen es … müssen … es aufhalten, bevor es zu spät ist …«

Verständnislose Blicke von allen Seiten.

»Hey«, murmelte Doug und tätschelte hilflos ihre Hand. »Du darfst dich jetzt nicht anstrengen.«

Charlie warf heftig den Kopf hin und her und entzog ihm die Hand. Sie machte Anstalten, sich aufzusetzen, sank jedoch rasch wieder auf den harten Steinboden zurück, zitternd, entkräftet und leichenblass.

»Du weißt, dass es so ist. Doug«, erwiderte sie überzeugt. »Das Tagebuch … lies es … Anfang 1647 … ich habe ein Post-it reingeklebt …«

Noch mehr verständnislose Blicke.

»Doug, wovon redet sie?«

Er winkte rasch ab, obwohl er natürlich wusste, was die junge Frau meinte: die schwarze Gestalt mit der Vogelmaske. Der böse Geist oder was auch immer es war, was sie beide verfolgte. Das Wesen, von dem George Rae in seinem Tagebuch schrieb.

»Doug«, flüsterte Charlie verzweifelt und tastete ziellos nach seiner Hand, »bitte, Doug, wer weiß, was passiert, wenn es nicht gestoppt wird …«

Schwere Schritte am oberen Treppenabsatz ließen sie verstummen. Doug warf einen bangen Blick nach oben und atmete auf, als er Sanitäter dort erkannte.

Wenige Augenblicke später polterten die Stiefel der Männer die Treppe herunter, einer hatte einen dicken, silbernen Koffer in der Hand. Das Mädel aus Dundee (*Victoria*, erinnerte sich Doug nun) wies ihnen den Weg.

Charlies Hand verkrampfte sich für einige kurze Sekunden um Dougs Finger und ihre Augen bohrten sich in seine. »Bitte«, formte sie mit den Lippen. »Du musst es aufhalten!«

Er wollte etwas sagen, doch in diesem Moment wurde er bereits grob zur Seite geschoben, damit die Männer sich um ihre Patientin kümmern konnten, und jeder weitere Kommentar erübrigte sich.

»Okay, Charlie«, murmelte Doug, obwohl er nicht sicher war, ob er sein Versprechen würde halten können. »Ich werde tun, was ich kann.«

2

Schnell stellte sich heraus, dass *»was er konnte«* nicht wirklich viel war: Weder wusste er, was das Ding war, das er aufhalten sollte, noch wie er es finden könnte, noch was es stoppen würde. Außer eine Ziegelwand von 1647.

Als er an diesem Abend über der Kopie von George Raes Tagebuch saß, konnte er sich ohnehin kaum konzentrieren. Charlie lag auf der Intensivstation, ihr Zustand war kritisch. Was genau los war, konnte und durfte ihm niemand sagen, da er kein Familienmitglied war – und das nervte ihn am meisten. Er wusste nur, dass sie offenbar hohes Fieber hatte. Eine schwere Infektion.

Womit? Keine Ahnung.

Überlebenschancen unbekannt.

Als er vorgeschlagen hatte, sie auf die Pest zu testen, hatten die Ärzte ihn nur angesehen, als wäre er einer Anstalt entsprungen, und ihn höflich dazu aufgefordert, das Krankenhausgelände zu verlassen.

»Fuck«, murmelte er und rieb sich die schmerzende Schulter, die ihn schon seit dem Morgen quälte. »Was tu ich hier eigentlich?«

»Gott steh uns bei«, las er auf den grauen Seiten. *»Tausende dahingerafft vom Schwarzen Tod, noch Tausende mehr siech oder im Sterben. Der Himmel allein weiß, ob wir jemals das Ende sehen. Ich bete, dass man uns vergibt, was wir im Begriff sind zu tun. Neunundvierzig arme Seelen leben noch in Clootie Close, nichts ahnend von dem fürchterlichen Schicksal, dem man sie anheimgeben wird.«*

Ungläubig las Doug vom Schicksal der Bewohner von Clootie Close und wie sie vor langer Zeit hinter dieser Ziegelmauer verendet waren. Nach endlosen Monaten, in denen der Schwarze Tod gnadenlos in Edinburgh wütete, hatten die Stadtväter nur einen Ausweg gesehen, nämlich einen grausamen Deal zu schließen mit dem dunklen, vogelartigen Wesen, dessen Auftauchen die Epidemie immer wieder neu anzufachen schien. George Rae bezeichnete es als Miasma.

Man bot ihm an, in der kleinen, unbedeutenden Gasse ungestört von der Einmischung des Pestarztes seinen Hunger zu stillen. Im Gegenzug sollte es den Rest der Stadt in dieser Zeit verschonen. Den Menschen wenigstens die Zeit geben, um ihre Toten zu bestatten.

Der eigentliche Plan war viel düsterer: Man hatte beschlossen, während das Miasma dort wütete, den Zugang zu Clootie Close zuzumauern und den Ort dem Vergessen anheimzugeben, in der Hoffnung, dass das Ungeheuer darin bis in alle Ewigkeit eingeschlossen bleiben würde.

»Und dann kamen wir«, murmelte Doug, dessen schmerzende Schulter ihn langsam, aber sicher in den Irrsinn trieb. »Wir haben es wieder auf die Welt losgelassen.«

Eine ganze Weile starrte er auf die erzwungene Schrift, deren Schreiber man die Müdigkeit und die Hoffnungslosigkeit buchstäblich in jeder Zeile anmerkte. Ein monatelanger Kampf gegen eine Krankheit, für die es

keine Heilung gab. Tausende von Patienten, die ihm trotz aller Mühen unter den Händen wegstarben. Ein übernatürliches Wesen, das all seine Bemühungen in nur einem Lidschlag zunichtemachte. Er fragte sich, wie Rae das überstanden hatte, ohne den Verstand zu verlieren.

Sein Blick wanderte zum Fenster. Die Baustelle, die ihn schon seit Wochen mit ihrem Lärm nervte, war über Nacht zum Stillstand gekommen. An der ausgeschachteten Baugrube stand jedoch alles bereit, um am nächsten Morgen den Betonboden zu gießen.

Ein Gedanke formte sich in seinem Kopf. Würde ein steinharter, geradezu undurchdringlicher Betonboden denselben Effekt haben wie eine Ziegelmauer?

Aus dem Gedanken wurde ein Plan.

Charlie hatte recht: Er musste dieses Ding aufhalten, bevor es Gelegenheit hatte, sein grausames Werk noch einmal zu beginnen.

Wenn es das nicht schon längst hatte …

Er verlagerte sein Gewicht und spürte ein weiteres Mal dieses fiese Ziehen in der Schulter. Fluchend schlurfte er ins Badezimmer.

Auf dem Weg dorthin zog er umständlich sein Shirt über den Kopf – leichter gesagt als getan, weil die Schulter so gut wie steif war. Er musste sie sich bei seiner schlecht durchdachten Rettungsaktion in der letzten Nacht geprellt haben.

»Ich werde echt zu alt für solchen Scheiß«, murrte er und schaute in den Spiegel.

Was er sah, ließ ihn die Augen weit aufreißen.

»Das darf doch nicht wahr sein!« Mit zitternden Fingern tastete er nach der dunklen, walnussgroßen Beule an seiner Achsel, lila und gesprenkelt mit fast schwarzen Flecken. Was auch immer er erwartet hatte, *damit* hatte er nicht gerechnet.

Innerhalb von Sekunden war er hellwach! Mit klopfendem Herzen zog er sein Mobiltelefon aus der Tasche und begann zu googeln: Pestbeulen, deren Aussehen, Behandlung. Irgendwas, das ihm verriet, was um Himmels willen er tun sollte.

Panik stieg in ihm auf. Sein Puls raste. Und sein Blut gefror in den Adern, als ein süßlicher Geruch in seine Nase stieg. Einer nach Honig und Kräutern und Gewürzen …

3

Interessiert beobachtete das Miasma von seinem Platz auf der Armlehne des Sofas aus, wie sich die Finger des Mannes um das schmale, schwarze Kästchen verkrampften, das den Menschen dieser Zeit so wertvoll zu sein schien. Die Finger flogen über die spiegelnde, glatte Oberfläche, und bläuliches, kaltes Licht aus dem Gerät ließ sein blasses Gesicht noch bleicher und kränklicher erscheinen. Der Mensch schien zu befürchten, dass die Krankheit begonnen hatte, sich an seinem Leib zu laben.

Plötzlich ruckte dessen Kopf in die Höhe. Panisch sah er sich um. Er ahnte wohl, dass er nicht mehr allein war.

Das Miasma war allerdings noch nicht bereit, sich zu zeigen. Es war viel zu beschäftigt, dieses interessante Exemplar im Geheimen zu beobachten, dessen Geschmack so sehr dem des Schuhmachers von damals ähnelte.

Der hatte ihm lange Widerstand geleistet. Hatte versucht, die giftigen Beulen selbst zu öffnen, sie auszubrennen und die Mitglieder seiner Familie zu retten. Natürlich war es vergeblich gewesen.

Menschen waren viel zu gebrechlich und zu beschränkt in ihrem Verständnis der Welt, um ihm ernsthaft Widerstand zu leisten. Die Entschlossenheit des Mannes hatte es jedoch beeindruckt. Bis zum Schluss. Auch deshalb hatte es ihn am Ende friedlich einschlafen lassen.

Und dieser Mensch dort ähnelte dem Schuhmacher sehr. In seinem Geschmack, seinem Intellekt, aber auch in seiner Naivität und Ahnungslosigkeit.

Es hörte ihn fluchen. Sah, wie er sich gehetzt umblickte, dann hektisch von Zimmer zu Zimmer lief, jede Lampe einschaltete, in jede Ecke schaute und nichts fand.

Mit einem hämischen Grinsen sah es zu, wie er sich nach einer Weile selbst überzeugte, dass er sich geirrt hatte, und dann zögerlich in seine Küche schlurfte.

Dort schaltete er das Gerät ein, mit dem er Essen zubereitete, und legte einen silbernen Löffel auf die rot glühende Platte. Anschießend schnappte er sich ein scharfes Messer aus einer Schublade und ging damit ins Badezimmer.

Messer, dachte es amüsiert. *Immer und immer wieder Messer.*

Es sah zu, wie der Mensch sich einen Waschlappen zwischen die Zähne steckte, vor seinem Spiegel mehrfach tief Luft holte und anschließend die Klinge tief in die lilafarbene Beule an seiner Achsel stieß.

Mit einem erstickten Schmerzensschrei brach er in die Knie und ließ das Messer fallen, während schwarzes, eitriges Blut sich auf dem weißen Fliesenboden verteilte.

Es dauerte einige Minuten, bis er sich wieder gefangen hatte und sich zurück auf die Füße kämpfte. Strauchelnd kehrte er in die Küche zurück. Dort zog er einen dicken, geblümten Handschuh über, nahm den mittlerweile glühenden Löffel an sich und presste ihn mit aller Kraft auf die blutende Wunde.

Das Miasma reckte neugierig den Kopf, während der Mensch erneut stöhnend zusammenbrach, überwältigt von den Qualen, die er sich selbst zugefügt hatte.

Er krümmte sich, derbe Flüche ausstoßend, bis die Schmerzen nachgelassen hatten. Schweiß und Tränen rannen in dicken Strömen über das glühende Gesicht. Er zitterte am ganzen Körper.

Währenddessen wartete das Miasma und beobachtete. Studierte und lernte.

Dann, als ihm das Spektakel zu langweilig wurde, streckte es die Hand aus und stieß die schwere Mappe vom Tisch, in der der Mensch zuvor so gespannt gelesen hatte.

Der laute Knall, mit dem sie auf dem Boden landete, ließ den Menschen erneut aufschrecken.

Und diesmal zeigte es sich.

Mehrere Sekunden vergingen, in denen sie einander anstarrten, der Mensch voll wortlosem Entsetzen, das Miasma voll interessierter Neugier.

Der Mann gab sich einen sichtbaren Ruck und stemmte sich zitternd auf die Füße. Atemlos hob er die Hände, als erwarte er einen körperlichen Angriff, dann begann er zu sprechen. Ganz langsam und übertrieben deutlich – als wäre er nicht sicher, ob sein Gegenüber ihn verstehen konnte.

Es grinste innerlich. Es hatte Jahrhunderte unter den Menschen verbracht, ihre Seelen studiert, ihre Eigenheiten beobachtet und ihre Sprachen gelernt. Manche Begriffe mochten sich verändert haben, der Klang mancher Wörter, aber im Großen und Ganzen tat sich in der Welt der Sterblichen selten viel. Dennoch hörte es geduldig zu, wie der Mensch sich ihm vorstellte und ihm alles erzählte, was er über die Zeit erfahren hatte, in der das Miasma sich an den Bewohnern der Stadt gütlich getan hatte.

Alles Dinge, die es natürlich wusste. Schließlich war es selbst dabei gewesen und hatte sich zu Ehren seines größten Widersachers sogar seine Gestalt gewählt.

Es erwartete, dass er um Gnade flehen würde, für sich selbst und seine Mitmenschen, doch das tat er nicht. Und das überraschte es. Stattdessen begann er, ihm von dieser neuen, unbekannten Welt zu berichten. Von Maschinen, die Menschen durch die Luft trugen und die Länder und Meere überflogen. Von Metropolen, viel größer als Edinburgh, mit Millionen von Einwohnern. Er bot ihm an, es dorthin zu bringen. In eine jener Riesenstädte. Zu ihren köstlichen Menschen.

Interessiert, aber skeptisch lauschte es den Ausführungen. Das Angebot klang verlockend, doch es spürte auch eine kaum verborgene Unaufrichtigkeit. Gute Menschen waren schlechte Lügner, und hier schien das Miasma es mit einem sehr, sehr guten Menschen zu tun zu haben.

Der Mann redete ununterbrochen weiter, während er rückwärts in sein Schlafzimmer ging und nur Sekunden später mit einem großen, schwarzen Koffer zurückkehrte.

Es solle dort hineinsteigen, sagte er. Er würde den Koffer verschließen und es mit einer der fliegenden Maschinen in eine der großen Städte bringen, von denen er ihm erzählt hatte.

Was er im Gegenzug wollte? Dass das Miasma Edinburgh verließ und niemals zurückkehrte.

Es betrachtete ihn amüsiert. Der stille, einsame Held, der seine Heimatstadt rettete. Und dann versuchte er denselben jämmerlichen Trick, mit dem man es schon einmal genarrt hatte. Für wie dumm hielt er es?

Unaufrichtigkeit stank aus jeder seiner Poren. Vermutlich plante er, es in diesem Koffer einzuschließen, wie eine umgekehrte Büchse der Pandora. Ein Plan, so dumm und kurzsichtig, dass er nur von einem Menschen stammen konnte!

Dennoch stieg es gehorsam von der Sofalehne und trat an den großen Koffer, um einen Blick hineinzuwerfen. Dabei beobachtete es die Reaktionen des Menschen ganz genau. Er glaubte, es überzeugt zu haben. Glaubte tatsächlich, es überlisten zu können. Es dazu zu bringen.

Ruhig hörte es zu und beobachtete, wie er versuchte, es endgültig zu überzeugen. Als er jedoch einen zögerlichen Schritt nach vorne machte und mit einer einladenden Geste auf den Koffer zeigte, war es mit seiner Geduld am Ende. Mit einem zornigen Zischen schlug es zu!

Die Wucht des Hiebs riss den Menschen von den Füßen und schleuderte ihn quer durch den Raum. Bewusstlos stürzte er hinter einen Sessel und blieb dort liegen.

Das Miasma trat näher. Es konnte sein Herz schlagen hören und seine Lunge atmen. Er lebte. Wenn er aufwachte, würde er gewaltige Kopfschmerzen haben, aber das würde ihn nicht umbringen.

Allerdings …

Es warf einen forschenden Blick auf das frische Brandmal an der Achsel des Menschen. Vermutlich glaubte er, mit seiner kopflosen Aktion die Ausbreitung der Krankheit gestoppt zu haben.

Ein Irrtum. Das giftige Blut verteilte sich weiter in seinen Adern und würde ihm innerhalb kürzester Zeit den Garaus machen.

Schade, dachte es mit leisem Bedauern, denn es fand dieses Exemplar durchaus erhaltenswert.

Einige Augenblicke lang überlegte es, was es tun sollte. Den Menschen mit einem weiteren kräftigen Hieb von seinem Leid erlösen? Gehen und ihn seinem Schicksal überlassen, einem kurzen, aber schmerzvollen Tod?

Es entschied sich anders. Mit einem Hauch boshafter Schadenfreude legte es die Spitze eines krallenförmigen Fingers auf die nässende Brandwunde. Im selben Moment begannen die verbrannte Haut und das Fleisch darunter zu schmoren und zu kokeln.

Der Bewusstlose stöhnte leise, doch er erwachte nicht, während das Miasma die Krankheit aus seinen Adern brannte. Nur Sekunden später war da keine Spur der Seuche mehr. Nur ein dunkles Mal blieb zurück in Form eines Vogelkopfes mit Hut und langem Schnabel. Eine ewige Erinnerung an ihre Begegnung und seinen vergeblichen Versuch, es aufzuhalten.

Ein boshaftes Kichern kam über seine Lippen, als es sich aufrichtete. Der junge Mann und die Frau mit den kurzen Haaren waren an diesem Morgen gestorben. Aber vielleicht würde es dafür sorgen, dass die Rothaarige, an der dieser Mann so sehr hing, sich erholte. Als kleine Aufmerksamkeit für die gute Unterhaltung, die er ihm beschert hatte.

Vielleicht.

Jetzt allerdings wollte es seine Aufmerksamkeit erst einmal der bunten Stadt dort draußen zuwenden. Eine neue Welt wartete. Eine Welt voller riesiger Großstädte und voller saftiger, gesunder Menschen. Eine Welt der fliegenden Maschinen, die es von einer Stadt zur nächsten tragen würden.

Es spürte, wie sein Gang vor Vorfreude zu federn begann, als es wenig später in die kühle Nachtluft trat. Und im Geheimen dankte er diesem Menschen, dessen Unwissen und Naivität ihm so viele unfassbare neue Möglichkeiten beschert hatten.

Zeit zum Essen.

Über die Autorin

P. J. Hill, Jahrgang 1984, lebt mit ihrem schottischen Ehemann, zwei Kindern und einer Horde von Haustieren im malerischen Frankenland.

Wenn sie nicht schriftstellerisch tätig ist, unterrichtet sie Fremdsprachen am Gymnasium oder engagiert sich ehrenamtlich. Seit 2021 sind mehrere ihrer Kurzgeschichten aus den Genres Horror, Fantasy und Krimi in verschiedenen Anthologien erschienen.

Vorschau

Ab dem 2. Januar 2025 erhältlich:

»Der Fluch des Mufumu«
von Sabine D. Jacob

Sybill bucht gegen den Willen ihres Mannes Jorve eine Safari durch Uganda und tritt diese allein an. Nach einem Unwetter retten Fischer sie aus den Fluten des Weißen Nils. Doch als der Kontakt zu Familie und Freunden wiederhergestellt ist, gerät Sybills Leben aus den Fugen. Sie erfährt von dunklen Machenschaften ihres Mannes, weshalb sie den Mufumu, den Voodoopriester des Dorfes, um Hilfe bittet. Mit ungeahnten Folgen, denn nichts ist so, wie es zu sein scheint.

Textauszug:

Es ist jetzt ein halbes Jahr her, und bis heute verstehe ich nicht, welcher Teufel mich geritten hat.

Nein, das ist eine Lüge. Die, die ich anderen verkaufe. Ich weiß nur zu gut, was mich geritten hat. Und es war nichts Gutes. Nope, Sir.

Ich hatte meine Einschätzung der Dinge eingebüßt, mein Urteilsvermögen, weil ich nur das Negative sehen *wollte.*

Sobald ich aufwache, vermisse ich ihn schmerzlich. Die Schmerzen schlagen sich sogar körperlich nieder. Jeder Windhauch, der mich streift, jedes Staubkorn, das mich berührt, zieht mich mit der Kraft einer Tonne tiefer hinab in die Trauer.

Würden Sie mir heute wieder begegnen, würden Sie sich fragen, wer dieses Häufchen Elend war, das Sie mit einem knappen Nicken gegrüßt hatte, zu schwach, den Arm zu heben.

Ja, das bin ich heute.

Eher etwas Vegetatives, Oxidierendes, mit minimaler Einflussnahme auf seine Umwelt.

Eine leere Hülle, eine klingende Schelle.

…

Ein Mann betrat die Hütte. Zu seinem violetten Oberhemd trug er Jeans. Seine Haltung war auffallend aufrecht. Seine Augen funkelten bernsteinfarbenen wie die eines Löwen, seine Stimme klang angenehm dunkel.

»Guten Morgen. Es ist schön, dich bei guter Gesundheit anzutreffen. Willkommen in Karima. Wir haben fünf lange Tage um dein Leben gerungen«, sprach er mich auf Englisch an. Als ich die Augenbrauen hob, fuhr er fort: »Heute ist Sonntag. Seit Mittwoch ringen wir um dich. Durch den Sturm war es lange nicht möglich, hinauszufahren.«

Er schwieg eine Weile, hielt meinen Blick aber fest.

»Es gibt hier viele Gefahren, angefangen bei den Krokodilen und Nilpferden, über Schlangen, Insekten und Krankheiten. Als wir dich schließlich fanden, warst du mehr tot als lebendig. Dich zu behandeln war schwierig. Ich vermutete zuerst, du littest unter Schwarzwasserfieber, aber das war glücklicherweise nicht der Fall. Nakabugo braut dir gleich einen bitteren Tee, der wird zu abermaligem Erbrechen führen, dient jedoch der Reinigung deines Körpers.«

»Ich muss meine Familie verständigen.«

»Die Botschaft ist informiert. Aber aufgrund der heftigen Regenfälle sind die Straßen nicht passierbar, und meine Leute weigern sich, Boote auslaufen oder anlanden zu lassen. Immer noch rauscht der Strom außergewöhnlich heftig. Die Wassergeister müssen erst beschwichtigt werden.«

Unglauben musste sich in meine Mimik geschlichen haben, denn er fuhr fort: »Es gibt vieles, was ihr aus der westlichen Welt nicht versteht.« Sein Ausdruck wurde streng. »Aber ich warne dich, leichtsinnig und vorschnell zu urteilen. Wir, das Volk der Myoro, leben mit den Naturgöttern und Geistern, wir kommen mit ihnen zurecht. Deinem Volk würde das nicht gelingen. Die Geister zerren immer noch an deiner Lebensenergie. Du fühlst dich wie ausgespuckt, richtig? Sie zapfen deine Energiereserven an, zupfen an deiner Seele. Du lagst so lange im Wasser, dass die Geister denken, du gehörst in ihre Welt. Sie wollen dich zurück. Wenn du dich nicht an meine Vorgaben hältst, musst du hier sterben.«

Ich ließ seine Worte in mir wirken. »Mein Handy?«, fragte ich dann.

Er hob die Hände. »Außer dir haben wir nichts gefunden. Du lagst, eingewickelt in eine blaue Plane, im Schlamm, umgeben von hohem Papyrus. Die Fischer interessierten sich für die Plane. Man kann damit sein Dach oder Boot abdecken, oder darauf essen. Sie erschraken sich fast zu Tode, als sie dich fanden, und hielten dich für eine Nixe, die gibt es hier häufig. Sie können den Menschen sehr gefährlich werden, locken sie mit ihrem Gesang in die Sümpfe oder in Treibsand, oder verführen Geschöpfe, ins Wasser zu springen, wo der Strom sie mit sich reißt, oder mit ihnen hinabzutauchen, tiefer und tiefer. Einmal habe ich ihren Gesang gehört, konnte mich ihm aber entziehen. Dann sahen die Fischer deine Füße und folgerten, dass du ein Mensch bist. Nach langem Hin und Her hoben sie dich schließlich in ihr Boot und brachten dich hierher nach Karima. Ich bin der berühmteste und beste Mufumu in dieser Gegend«, fügte er mit unverhülltem Stolz hinzu. »Kein anderer hätte dich retten können. Ich halte dich für eine Frau aus Fleisch und Blut. Das bist du doch?«

Ich fühlte mich wie die falsche Besetzung in einem absurden Trashfilm. Fragte er mich im Ernst, ob ich ein Mensch war? Fast war ich versucht zu verneinen, ihm mitzuteilen, ich sei eine verhexte Nixe, aber dann erfasste ich den Ernst der Situation, also nickte ich.

»Mein Name ist Kawagga. Wie lautet deiner?«

»Ich bin Sybill«, antwortete ich.

Er wiederholte meinen Namen ein paarmal. Dann sagte er: »Sybill. Du wirst noch eine Weile bleiben. Wir kümmern uns um dich.« Er drehte den Kopf und rief etwas in einer fremden Sprache. Dann wandte er sich mir erneut zu. »Das hier ist Nakabugo, eine meiner Frauen. Sie hat dich gepflegt. Sie wird dir gleich den Tee reichen und dich waschen.«

Nakabugo trat ein. Sie hielt den Kopf gesenkt und vermied den Blickkontakt mit ihrem Mann. Sie trug ein buntes Wickelkleid und auf dem Kopf ein gewundenes Tuch gleichen Musters.

Kawagga verließ grußlos die Hütte, ohne sie eines Blickes zu würdigen.

»Schön, dich wach zu sehen«, sagte sie und ihre Zähne blitzten, als sie mir zulächelte.

»Du sprichst Englisch?«, fragte ich verwundert.

»Ja, allerdings nicht sehr gut. Ich habe eine Weile in Entebbe gearbeitet, in einem Hotel voller Touristen, direkt am Victoriasee.«

Sie reichte mir ein Gebräu von brauner Farbe. Auf der Oberfläche schwammen Pflanzenreste.

»Den flöße ich dir jetzt ein. Du musst den Tee in einem Zug trinken und die festen Teile nach Möglichkeit kauen. Er schmeckt bitter und die Blätter betäuben die Zunge. Du wirst wieder schlafen, aber wenn du morgen aufwachst, fühlst du dich wieder stark genug, um aufzustehen.«

»Ich muss meine Familie kontaktieren«, sagte ich. »Meine Freundin, meinen Sohn.«

»Später«, sagte Nakabugo. »Komm, ich stütze dich im Rücken. Und jetzt trink.«

Ich trank einen Schluck. Sofort spürte ich meinen rebellierenden Magen, aber Nakabugo blieb unbeugsam.

»Zuerst musst du den Trank so lange wie möglich in dir behalten. Streng dich an. Es macht nichts, wenn du einschläfst. Ich passe auf dich auf, falls du erbrichst.«

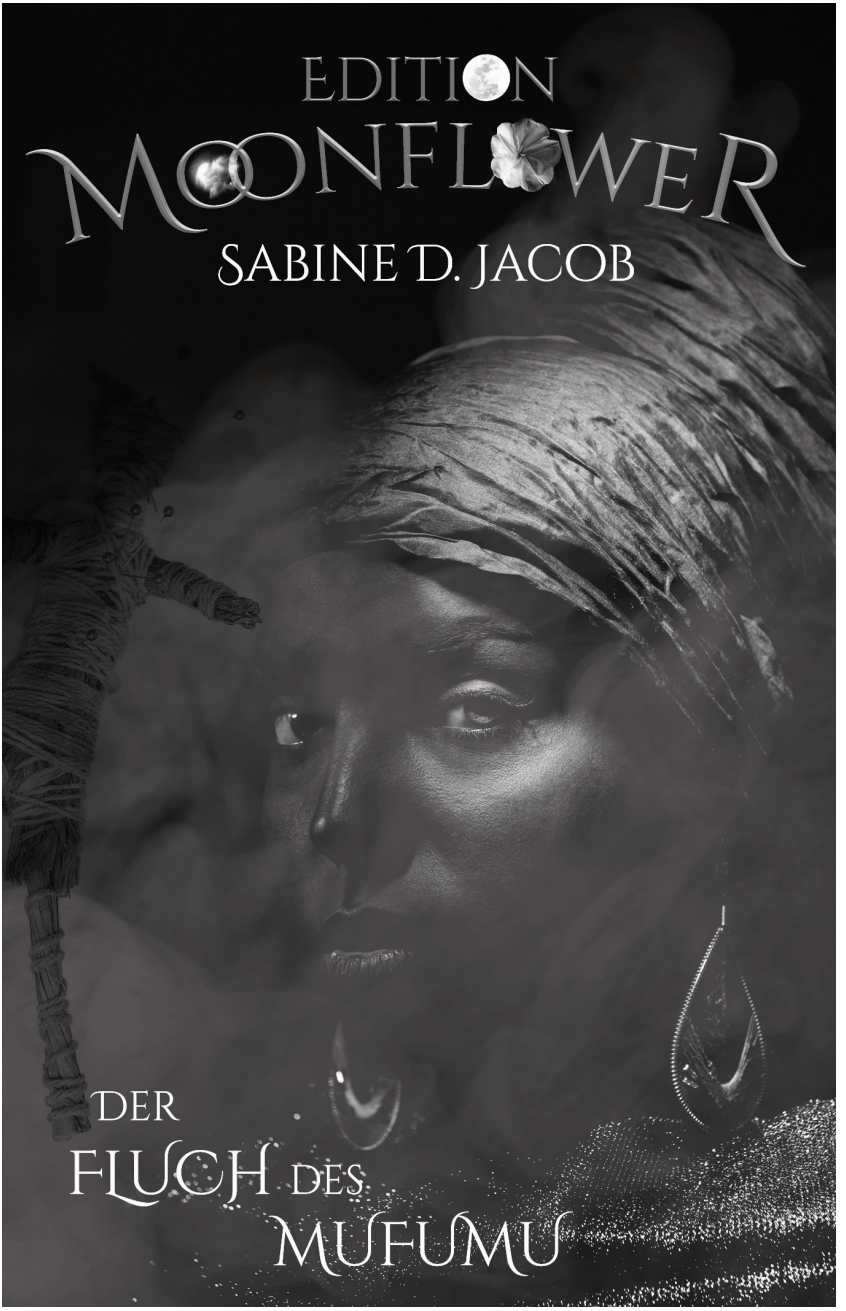
In meinem Inneren tobte ein Kampf. Meine Eingeweide zogen sich zusammen, gleichzeitig wurde ich von Schwindel ergriffen. Die Wassergeister zogen mich in alle Richtungen gleichzeitig. Ungewollt bäumte mein Körper sich auf, doch Hände, plötzlich mehr als zwei, drückten mich zurück aufs Lager, umfassten meine Fesseln. Ein Schwall von dem Tee wand sich meine Kehle herauf, mein Kopf wurde zur Seite gedreht, Schweiß rann mir den Nacken hinab.

Ich erlag der Ohnmacht.

…

EDITION MOONFLOWER

SABINE D. JACOB



DER FLUCH DES MUFUMU